

ZB

ILLUSTRIERTE

Für Menschen im Atomzeitalter



Die Elemente aber werden
in der Gluthitze schmelzen

2. Petrus 3, Vers 10

AM KREUZWEG



Porträt der Schöpfung: Dunkle Wolken aus Nebel und Staub ballen sich im Sternbild des Orion zusammen und versperren die Sicht zu anderen Gestirnen. Unwillkürlich muß man bei diesem Bild an die Schöpfungsgeschichte aus dem ersten Buch Mose denken, in der es heißt: „Die Erde aber war wüst und öde, und Finsternis lag auf der Urflut, und der Geist Gottes schwebte über den Wassern.“ Es wurde das Licht von der Finsternis

geschieden, es wurde Abend und Morgen: Ein erster Tag. Das Wasser trennte sich von dem trockenen Land, und es entstanden Meere und Kontinente. — Der Mensch hat es gewagt, nach den Sternen zu greifen. Mit Hilfe der Technik kann er gewissermaßen die Schöpfungsgeschichte rückwärts laufen lassen. Er kann das Land überfluten, kann wieder Finsternis über die Erde bringen. Die bange Frage lautet: Was dann? Ein letzter Tag?



Unser Titelbild, das wir hier noch einmal verkleinert zeigen, hält den Augenblick einer H-Bomben-De-tonation fest, die einen ganzen Gebirgszug auseinanderreißt. Die möglichen Folgen eines solchen Eingriffs in die Natur soll das rechte Bild veranschaulichen. Die gleiche Landschaft wird von einer ungeheuren Flutwelle überspült. Eine solche Sprengung ganzer Bergmassive ist keine Utopie. 1949 jagten die Russen einen gewaltigen Gebirgskamm, der ihnen beim Bau des „Turkmenischen Kanals“ im Wege war, mit einer H-Bombe in die Luft.



DER VERNUNFT

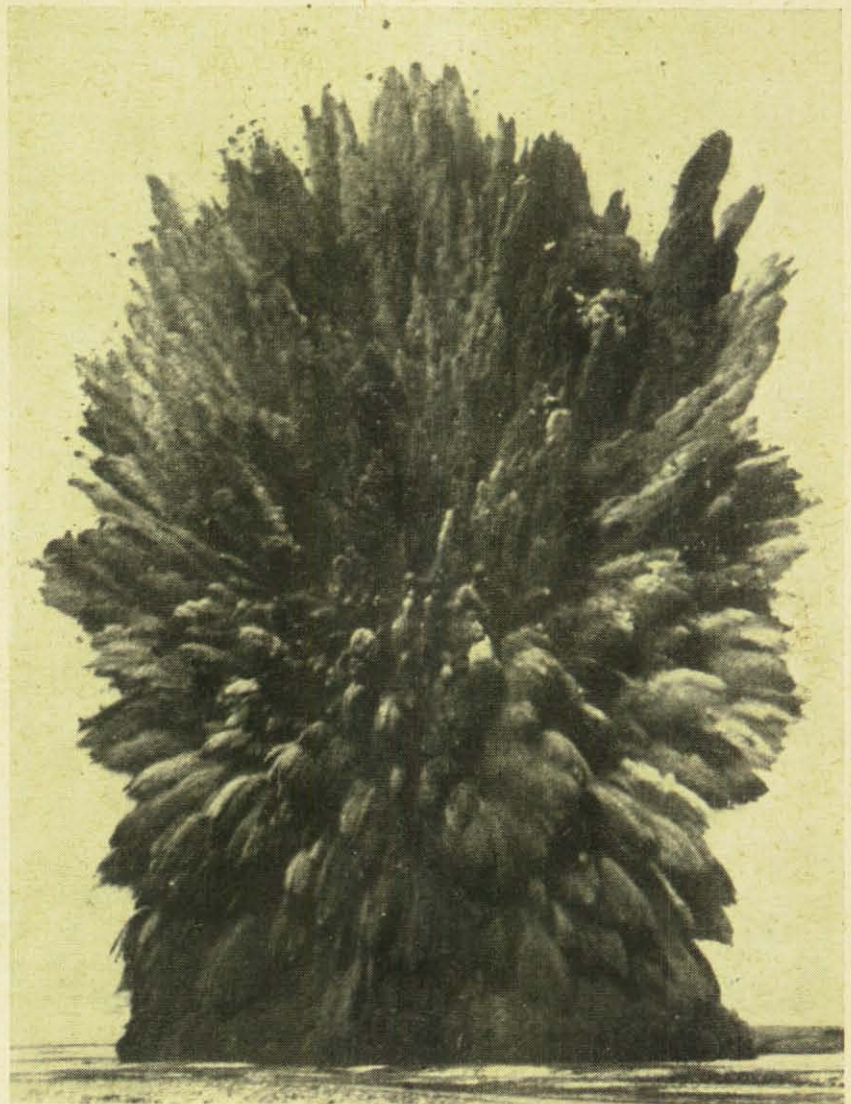
Korrigiertes Klima -
Segen oder Untergang

Die neue Versuchung:

Auf Knopfdruck

SINTFLUT EISZEIT SONNENGLUT

Das Geophysikalische Jahr schürt eine neue Versuchung. Fieberhaft bemüht sich die Menschheit, die Geheimnisse des Klimas zu erforschen. Mit neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen wird sie, ähnlich wie mit der Kernphysik, wiederum am Scheidewege friedlicher oder kriegerischer Anwendung stehen. Wird die Vernunft einen Kreuzzug gegen das Verderben führen, wird sie siegen? Oder wird der Mensch einen neuen Apfel vom Baume der Erkenntnis pflücken? Wird der Mensch, nach dem Gesetz, nach dem er angetreten, die Visionen des Jüngsten Tages selbst heraufbeschwören? „Schauder schüttelt mich bei dem Gedanken, daß die Russen die ersten sein könnten, die dem Wetter ihren Willen aufzwingen“, rief Prof. Houghton vom Wetterinstitut in Massachusetts (USA) aus! — Wir beginnen heute mit unserer neuen Serie „Am Kreuzweg der Vernunft“, in der wir berichten, wie die Menschheit danach trachtet, die Lebensbedingungen auf der Erde im Bösen oder Guten entscheidend zu verändern.



Der „Vater der Wasserstoffbombe“, der schrecklichsten aller Waffen, Dr. Edward Teller, ist aufgestanden, um vor einem heimtückischen Krieg ohne Waffen zu warnen: „Stellen Sie sich nur einmal eine Welt vor, in der die Sowjets den Regenfall über Rußland verändern können, um den Regenfall in den Vereinigten Staaten in genau entgegengesetzter Richtung zu beeinflussen! Die Russen werden dann sagen, tut uns leid, daß ihr davon betroffen werdet, aber wir ver-

suchen doch nur, was wir müssen, um unser Volk leben zu lassen...“

Bereits 1953 wurde in den USA eine Kommission eingesetzt, welche die Fragen der Wetterkontrolle und -beeinflussung untersuchen sollte. Der Chef des Ausschusses, Captain Orville, hat nun ein Memorandum für Präsident Eisenhower übergeben und erklärt: „Verheerender als ein Atomkrieg wäre es, wenn uns die Russen in der Beherrschung des Wetters zuvorkämen.“

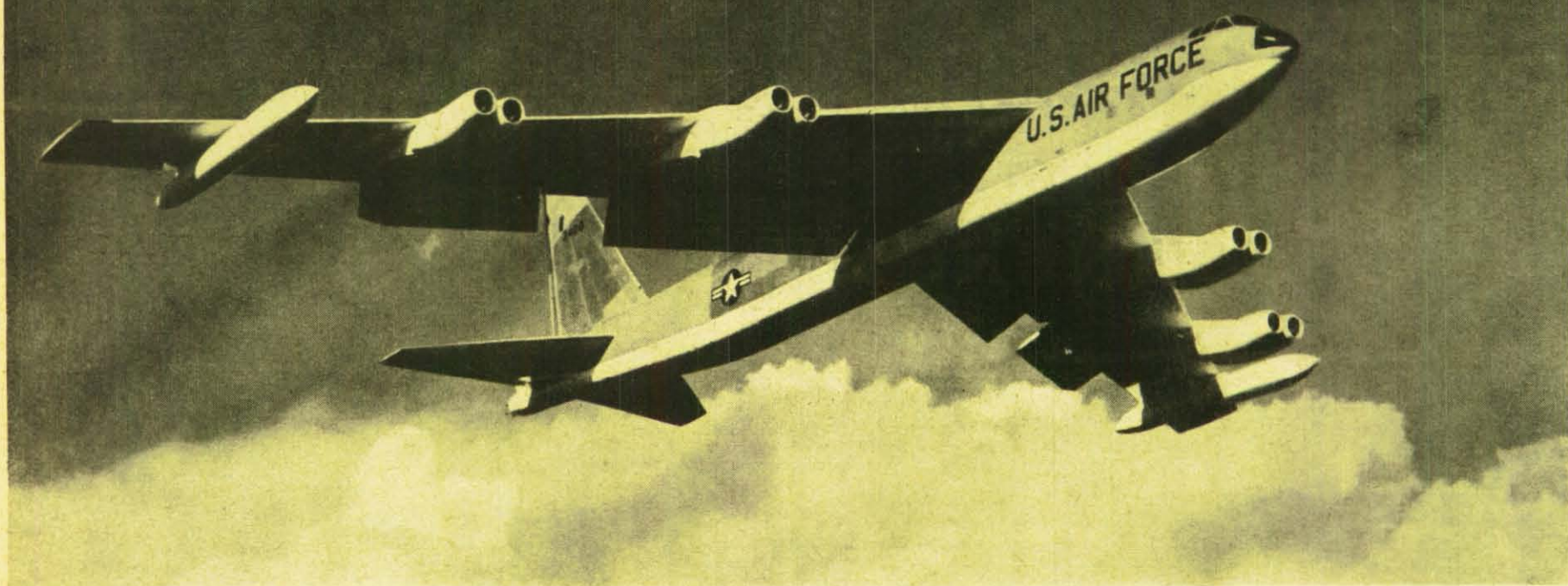
Fortsetzung Seite 21

Erdbeben von Menschenhand. Seismographen der ganzen Welt registrierten ein Erdbeben in Rußland, das die Intensitätsstufe 8 der internationalen Skala erreichte. Die gewaltige Erschütterung war von einer sowjetischen Forschergruppe in Zentralasien bei Taschkent mit einer Detonation von lediglich 1000 Tonnen Sprengstoff, die 40 Meter tief in die Erde eingegraben waren, verursacht worden (unser Bild). Ein riesiger Krater von 200 Meter Durchmesser wurde aufgerissen. Der Chef des Experiments erklärte, man wolle erforschen, wie weit die Erdmassen im Verhältnis zur Detonationsstärke herausgeschleudert würden. — Wie in diesem Zusammenhang aus Washington berichtet wird (up), hofft die amerikanische Atomenergiekommission, mit Hilfe unterirdischer Atomdetonationen Bodenschätze zu erschließen, die bisher unzugänglich waren. Sie gründet ihre Hoffnung auf die Ergebnisse ihrer ersten unterirdischen Atomdetonation, die am 19. September 1957 in einem vulkanischen Tafelberg auf dem Versuchsgelände in Nevada erfolgte. Die Atomladung entsprach der Sprengkraft von 1770 Tonnen herkömmlichen Sprengstoffs. Obwohl dies nur etwa ein Zehntel der Sprengkraft der Hiroshima-Bombe war, wurden 700 000 Tonnen Felsen in Geröll verwandelt.

Die Meteorologie oder Wetterkunde ist eine der wesentlichsten Wissenschaften der heutigen Zeit. Ost und West befinden sich auch hier in einem entscheidenden Wettlauf. Denn wer zuerst alle Geheimnisse der Wetterverhältnisse aufhellt, ist damit gewissermaßen im Besitze jedes beliebigen Klimas, das er für sich zum Guten, für den Feind aber zum Bösen korrigieren kann. Viele Experten nennen eine zukünftige Auseinandersetzung nur noch den „Klima-Krieg“. Die ZB-Illustrierte ist dieser entscheidenden Frage nachgegangen. — Unser Bild: Ein Hubschrauber bei Wetterbeobachtungen über riesigen Eisplätzen, die entstehen, wenn Eisberge in wärmere Gewässer getrieben werden.



Ständig in der Luft



Die ersten Opfer einer Atombombe, die in den Vereinigten Staaten fiel, haben die Aufmerksamkeit der Welt auf das Strategische Luftkommando der USA gelenkt. Ein Bomber vom Typ B-47 verlor eine Atombombe, deren herkömmlicher Sprengsatz detonierte und sechs Menschen verletzte. Nach den Aussagen führender Militärs ist die Gefahr, daß bei einem ähnlichen Zwischenfall die Kernladung detoniere, so gut wie ausgeschlossen, da der Zündmechanismus erst kurz vor einem Atombombenziel eingebaut würde. — Düsenbomber des Strategischen Luftkommandos ziehen auch in diesem Augenblick in den dunkelblauen Regionen der Atmosphäre ihre Bahnen. Der Auftrag dieser atombombengewappneten Truppe: „Den Frieden durch die Unterhaltung einer kampfbereiten, jederzeit einsatzfähigen Luftmacht zu sichern und, falls dies nicht gelingen sollte, die Luftstreitkräfte des Gegners zu vernichten, sein Kriegspotential zu zerschlagen und seinen Kampfwillen zu brechen.“

Die schlagkräftigste, im Jahre 1946 gegründete amerikanische Luftflotte, das Strategische Luftkommando (SAC), besteht aus elf Geschwadern mit schweren Bombern der Typen B-52 und B-36, 26 Geschwadern mit mittelschweren Bombern des Typs B-47 und sechs Aufklärungseinheiten. Jedes der Geschwader verfügt über 45 Maschinen und die zugehörigen Tankflugzeuge, die das Auftanken in der Luft ermöglichen und den Bombern eine globale Reichweite geben. Sämtliche Maschinen sind sowohl für den Abwurf von Bomben herkömmlicher Art als auch von Atom- und Wasserstoffbomben eingerichtet. Auf 42 Flugplätzen, die sich in lockerer Kette von Alaska bis Afrika reihen, sind diese Atombomben stationiert. Außerdem stehen mehr als 30 Luftbasen in den NATO-Staaten zur Verfügung. Einschließlich des Bodenpersonals zählt die Truppe rund 200 000 Mann.

Der Einsatz der Geschwader des SAC wird vom Fliegerhorst Offutt bei Omaha (Nebraska) aus geleitet. Die Nachrichtenverbindung zu den zugehörigen Luftbasen des SAC soll nach der Auffassung von Spezialisten die abhörsicherste der Welt sein.

Im vergangenen Jahr wurde die Alarmbereitschaft des strategischen Luftkommandos verstärkt, um den Verhältnissen gerecht zu werden, die sich durch die verkürzten Vorwarnzeiten im Falle eines Angriffs mit ferngelenkten Geschossen und anderen Waffen modernster Bauart ergeben haben. Neuentwickelte Radargeräte stehen zur Verfügung, die interkontinentale Raketen und andere Raum-Flugkörper bereits in einer Entfernung von rund 5000 km orten sollen. Die zu dem Warnsystem gehörenden Geräte sind an geheimen Orten aufgestellt und stehen mit den Stützpunkten des SAC laufend in Verbindung.

Seit Einführung der erhöhten Alarmbereitschaft stehen Bomber mit Kernwaffen einsatzbereit am Ende der Rollbahnen auf zahlreichen Flughäfen in

Befehle aus erster Hand

Generalleutnant Power, der Befehlshaber des Strategischen Luftkommandos (vorne), und sein Stab können durch eine Glaswand den Kartensaal (Bild rechts) überblicken. Die Telephone sind direkt mit dem Weißen Haus verbunden, da ein Befehl zum Atombombeneinsatz nur mit ausdrücklichem Einverständnis des Präsidenten der USA erteilt werden kann.



Das rote Telefon Der Apparat im Vordergrund stellt die Verbindung zum Weißen Haus, dem Luftverteidigungskommando und dem Verteidigungsministerium her. Mit dem Gerät in der Mitte können die Staboffiziere alarmiert werden. Durch das rote Telefon (im Hintergrund) werden im Ernstfall die Befehle an alle Stützpunkte - auch außerhalb Amerikas - durchgegeben.



Das Strategische Luftkommando der US-Streitkräfte

◀ **Rund um den Erdball** Atombomber des Typs B 52-C bilden das Rückgrat des Strategischen Luftkommandos. Tagaus tagein befindet sich eine Reihe dieser fliegenden Festungen in der Luft. Sie können ohne Zwischenlandung durch mehrmaliges Auftanken in der Luft den Erdball mühelos umkreisen.

Neuer Atombomber Mit dem Überschallbomber B 58 „Hustler“ (der Betriebsame) soll das Strategische Luftkommando so bald wie möglich ausgerüstet werden. Die Vorserie ist bereits angeliefert. Die Rekorde der über 30 m langen Maschine werden noch geheimgehalten. Sie soll mit doppelter Schallgeschwindigkeit fliegen können.

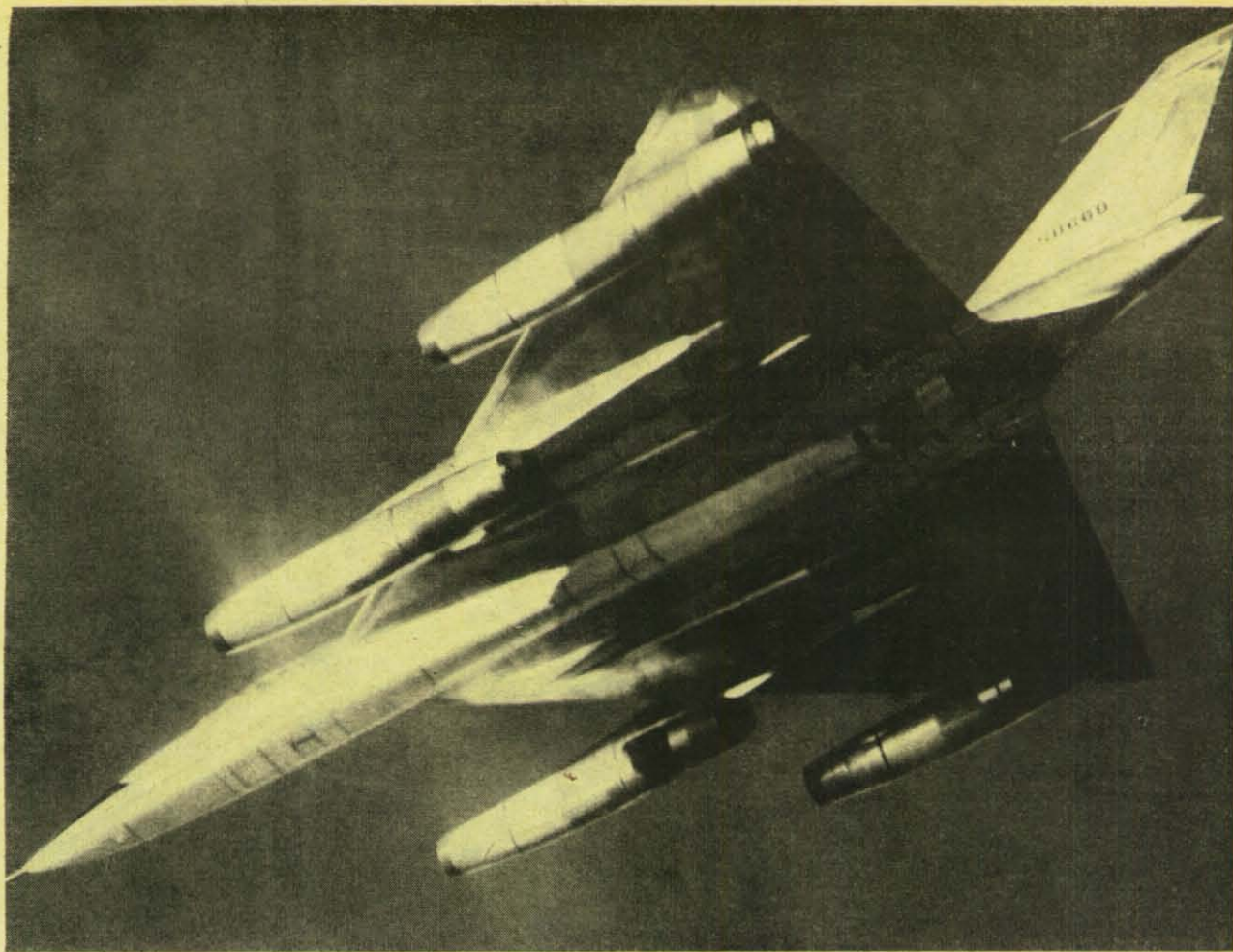
Der Kriegssaal Vom großen Kartensaal aus, dem sogenannten Kriegssaal im Hauptquartier des Strategischen Luftkommandos, wird der Einsatz von über 2000 Flugzeugen gesteuert. Die Kurse der in der Luft befindlichen Maschinen werden auf sichtbaren Karten aufgezeichnet. Andere, für den Ernstfall gedachte geheime Karten, sind mit Vorhängen zugezogen. Sollten irgendwelche unidentifizierten Flugkörper auftauchen, so würden sie ebenfalls sofort auf diesen Karten eingezeichnet. Die Karten laufen auf Schienen und können in Sekundenschnelle ausgetauscht werden. Über eine Fernsehanlage, deren Kamera ständig auf die Kartenwand gerichtet ist, werden auch andere Befehlsstellen im Hauptquartier des Luftkommandos Tag und Nacht über die Lage genauestens unterrichtet.

Amerika und auf anderen Kontinenten. Die Besatzungen sind in den nahen Quartieren täglich 24 Stunden einsatzbereit.

Der Befehlshaber des Strategischen Luftkommandos hat kürzlich bekanntgegeben, daß seine Truppe bei der gegenwärtigen Alarmbereitschaft in der Lage sei, mindestens ein Drittel der 2000 Atombomber in einem Zeitraum von knapp 15 Minuten nach der ersten Warnung zum Einsatz zu bringen. Die zerstörerische Kraft, die in der Ausrüstung mit Atombomben liegt, würde im Ernstfall nichts nutzen, wenn die Flugzeuge nicht in der Lage wären, jeden beliebigen Punkt der Erde ohne Zwischenlandung zu erreichen. Die Reichweiten der Maschinen bieten zusammen mit der Verteilung der Stützpunkte und der Perfektion des Auftankens im Flug die Gewähr, daß das SAC die im Ernstfall gestellten Aufgaben bewältigen kann. Im vorigen Jahr hat ein Nonstopflug dreier B-52 rund um die Erde in 45 Stunden gezeigt, daß tatsächlich kein Punkt der Erde unerreichbar ist.

Die schlagkräftigste Waffe des Strategischen Luftkommandos sind die Atombomber vom Typ B-52-C, die von acht Pratt & Whitney-Düsenmotoren mit einer Schubkraft von mehr als 4500 kg getrieben werden. Drei Geschwader sind bereits mit diesen schweren Langstrecken-Düsenbomben ausgerüstet, deren Fluggeschwindigkeit mit rund 1040 km/h nur knapp unterhalb der Schallgrenze liegt. Weitere fünf Geschwader sollen in Kürze auf den gleichen Typ umgestellt werden.

Die Planung geht jedoch weiter. Eine eigene Lenkwaffeneinheit mit interkontinentalen Raketen wurde unter dem Kommando von Generalmajor Wade dem SAC angefügt. Ferner hat die US-Luftwaffe den Auftrag zur vorbereitenden Fertigung des Überschallbombers B-58 „Hustler“ gegeben. Dieser neueste Delta-Bomber wird mit doppelter Schallgeschwindigkeit die Schnelligkeit der B-52 weit übertreffen.





Ein ständiger Begleiter der fahrbaren Luftschutz-Ausstellung ist ein neuartiger Film- und Werbewagen. Dieser weiße Wagen mit dem roten Blinklicht wurde aus einem 1 1/2-Tonnen-Kombi für seine speziellen Zwecke umgebaut und eingerichtet. Als technisches Meisterwerk stellt er eine sinnvolle Ergänzung des großen Ausstellungswagens dar, der schon in vielen Orten der Bundesrepublik bekannt ist.



Man sieht es ihm äußerlich nicht an, was der neue Film- und Werbewagen an technischen Spezialeinrichtungen in sich birgt. Sein Dach kann in der Mitte der Längsrichtung nach oben hochgeklappt werden. In einem aufsetzbaren schwarzen Tuchgehäuse befindet sich eine Mattscheibe, auf die vom Wageninnern Filme projiziert und auch bei hellstem Tageslicht gut gesehen werden können.



Man bleibt unwillkürlich stehen, um sich den Film- und Werbewagen genauer anzusehen. Vier ausziehbare Seitenwände zeigen große, farbige, von innen erleuchtete Diapositive aus der Arbeit der ehrenamtlichen Helfer des Bundesluftschutzverbands und seiner vielen Dienststellen.

Filmwagen mit rotem Blinklicht

Ein neuartiger Film- und Werbewagen fährt durch die Lande, hält in Städten und Dörfern. Er wirbt nicht für irgendeinen neuen Verkaufsschlager; seine Aufgabe besteht in der Aufklärung der Bevölkerung über die Gefahren des Atomzeitalters. Der Bundesluftschutzverband, zu dessen fahrbarer Luftschutzausstellung der neue Werbewagen gehört, besteht bereits sieben Jahre. Der deutsche Luftschutz selbst hat seine Vorgeschichte. Der nachfolgende Artikel berichtet in großen Zügen über erfolgreiche Arbeit in drei Jahrzehnten.

30 Jahre deutscher Luftschutz

Nach allem, was wir in den Bombennächten durchgestanden haben, ist es nur allzu verständlich, daß das Wort Luftschutz keinen guten Klang besitzt. Es hat in der Zwischenzeit auch nicht an Vorschlägen gefehlt, die neueren Maßnahmen zum Schutz der Zivilbevölkerung anders zu bezeichnen, als mit dem von Erlebnissen belasteten Wort Luftschutz. Aber das wäre nur eine Unterschiedlichkeit in der Kennzeichnung. Das Problem selbst ist damit nicht geändert, nicht größer und nicht kleiner. Wir wissen, es gibt eine Todesgefahr aus den Wolken. Und dagegen müssen wir uns weitgehendst zu schützen suchen.

Diese Erkenntnis stammt bereits aus dem ersten Weltkrieg, als Flugzeuge für militärische Zwecke eingesetzt

wurden und Brand- und Sprengbomben und sogar chemische Kampfstoffe das Leben bedrohten.

Es steht nicht fest, wer das Wort Luftschutz zum ersten Male aussprach. Diejenigen, die es zur Forderung für den Schutz der Zivilbevölkerung erhoben, waren einzelne Persönlichkeiten, die eine mögliche zukünftige Gefahr für das Volk früher sahen als die breite Öffentlichkeit.

Eine Geschichte des deutschen Luftschutzes liegt noch nicht vor. In ihr wird auch der vielen tapferen Luftschutzwärter ehrend gedacht werden müssen, die im zweiten Weltkrieg zusammen mit ihren Selbstschutzkräften so manches Menschenleben vor dem

sicheren Tode bewahrten. Und nicht weniger Dank und Lob gebührt den vielen Hausgemeinschaften, die noch unter Feindeinwirkung Brände bekämpften.

Gewiß aber sind in dieser Geschichte des deutschen Luftschutzes Männer zu nennen wie Giesler, Grimme, Hampe, Hütten, Johnscher, Dr. Knipfer, Lummitzsch, Niehoff, Roques, Robbach, Sautier, Schnepfel, Schoszberger, Zurborn und viele andere.

Sie haben fast ausnahmslos als Soldaten den ersten Weltkrieg mitgemacht, sie haben eine düstere Entwicklung in einem weiteren Weltkrieg erahnt und befürchtet.

Schalten wir zurück in die Zeit nach dem ersten Weltkrieg. Beim Durchstöbern von Tageszeitungen und Illustrierten jener Jahre stellen wir fest, daß kommende Ereignisse vielfach in den Farben der Angst dargestellt wurden. Das Schreckgespenst, das heute Atombombe heißt, hieß damals „Giftgaskrieg“. Man hielt es für möglich, daß ganze Städte vergast werden könnten. Das Phänomen Angst begann die Menschen zu beherrschen.

Jene Worte Professor Hahns: „Es ist ein unerträglicher Zustand, daß die Schrecken eines heißen Atomkrieges immer wieder an die Wand gemalt

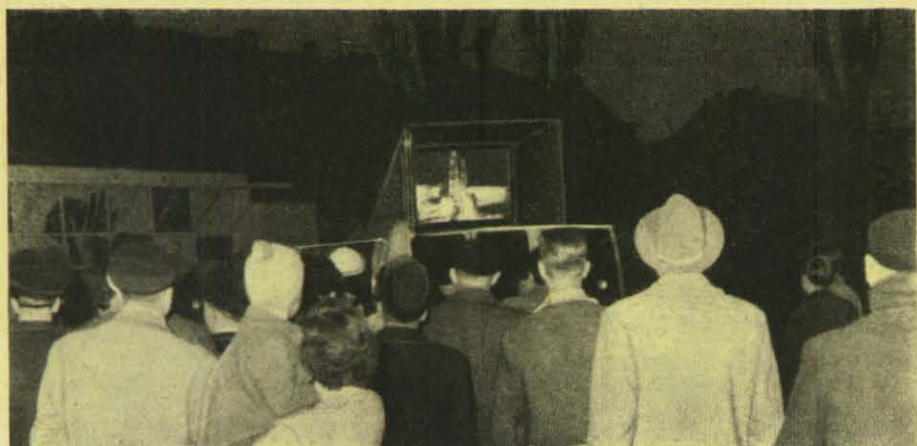
werden“, könnten nach dem ersten Weltkriege ähnlich in bezug auf die Angst vor dem Gaskrieg gesprochen worden sein.

Damals wie heute gilt es, für die Bevölkerung Schutzmöglichkeiten zu schaffen und sie in sachlicher Form über das aufzuklären, was einmal eintreten könnte, und sie zu belehren, wie man sich dann verhalten müßte. Schon früh wurden die Worte Selbstschutz und selbstschutzmäßiges Verhalten zu Begriffen einer noch zu schaffenden Gesamtorganisation des zivilen Luftschutzes.

Der Staat vermag nicht das Leben des einzelnen zu schützen. Er vermag lediglich bestimmte Einrichtungen vorsorglich zur Verfügung zu stellen. Er ist verpflichtet, mittels spezieller technischer Hilfstruppen bei größeren Schadensfällen zusätzliche Hilfe zu bringen. Selbstschutz und Selbsthilfe, das aber ist die persönliche Aufgabe eines jeden Staatsbürgers.

Diese Grundgedanken führten bereits in der Weimarer Republik zum organisatorischen Aufbau des Selbstschutzes und erweiterten Selbstschutzes.

Im Jahre 1929 wurde der „Deutsche Luftschutzverband“ gegründet. Es war eine Vereinigung, in der sich auch



▲ **Wo es auch immer ist**, ob in einer Stadt oder auf dem Lande, überall kann der neue Film- und Werbewagen schnellstens vorführbereit sein. Von jung und alt werden die Filmvorführungen des Bundesluftschutzverbandes mit größtem Interesse verfolgt. Aufklärung ist das Ziel dieser Werbung.

◀ **Von den Arbeitsstätten** kommen Männer und Frauen und streben dem wohlverdienten Feierabend zu. Dennoch bleiben sie neugierig stehen, um sich den aktuellen Film anzusehen, der hier kostenlos vorgeführt wird. Oft kommt es anschließend zu Diskussionen.

▶ **Aufklärung** ohne Bagatellisierung der tatsächlichen Gefahren stimmt manchen Zuschauer nachdenklich. „Man muß sich leider mit diesen Dingen auseinandersetzen“, sagten Zuschauer zu unserem Reporter. „Wenn es einen Schutz gibt, dann muß man ihn auch kennen.“



Wo er auftaucht, wird er bestaunt — Eine kleine Sensation in Stadt und Land

jene Männer zusammenfanden, deren Namen wir bereits nannten.

*

Praktische Erfahrungen über Schutzmöglichkeiten lagen nicht vor. Wohl hatte schon der erste Weltkrieg die ersten Luftkriegsopfer gefordert. Mitten am helllichten Tage fielen Bomben auf ein Zirkuszelt in Karlsruhe. Die Welt wurde hellhörig. „So also geht die Entwicklung weiter. Der Krieg kann durch die Luftwaffe weit in das gegnerische Hinterland, mitten in seine Zivilbevölkerung getragen werden.“ Das war das Echo dieses ersten Luftangriffes in der deutschen Geschichte.

*

Gegenwärtig ist der Bundesluftschutzverband für den Selbstschutz und erweiterten Selbstschutz zuständig. Sein Präsident ist Oberstadtdirektor Dr. Walter Lotz, Braunschweig. Der letzte geschäftsführende Präsident des Reichsluftschutzbundes, Hermann Sautier, ist als geschäftsführendes Vorstandsmitglied auch im Bundesluftschutzverband an verantwortlicher Stelle tätig.

*

Daß mit Kriegsende 1945 auch diejenigen diffamiert wurden, die im Luftschutz für das Wohl ihrer Mitmen-

schen gewirkt hatten, ist bekannt. Dennoch sagten sich viele Persönlichkeiten des früheren Luftschutzes, daß das Erfahrungsgut aus schrecklichen Jahren von Wert sein könnte, wenn wieder einmal ähnliche Gefahren drohen würden.

So fanden hier und da Ansätze zur Weiterführung der Luftschutzarbeit in der Bundesrepublik ihren sichtbaren Ausdruck. Präsident a. D. Sautier richtete z. B. bereits am 12. Oktober 1949 an den Herrn Bundeskanzler eine Ausarbeitung über die Notwendigkeit des Selbstschutzes. Diese Eingabe und weitere Denkschriften hatten zur Folge, daß er mit der Leitung des Fachausschusses „Luftschutz-Selbstschutz“ vom Herrn Bundesminister des Inneren beauftragt wurde. Am 30. Oktober 1951 erhielt Herr Sautier, der in diesen Tagen seinen 70. Geburtstag feiert, den Auftrag, die Gründung des Bundesluftschutzverbandes vorzubereiten.

Daß dieser Verband bereits sieben Jahre vor dem Erscheinen des „Ersten Gesetzes über Maßnahmen zum Schutz der Zivilbevölkerung“ tätig gewesen ist, fand beim Erscheinen dieses Gesetzes in der gesamten Presse allgemeine Beachtung.

*

Wie sehr sich die früheren Luftschutzmaßnahmen bewährt haben, und

Fortsetzung Seite 21



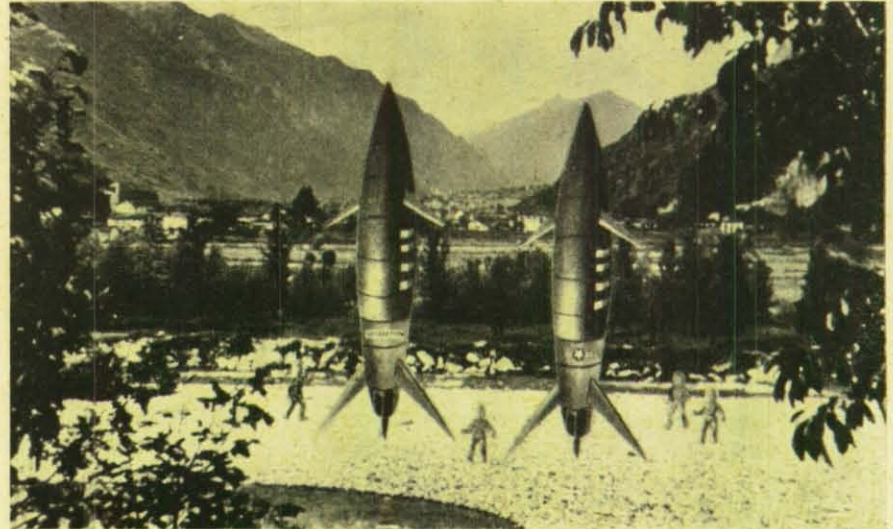
Mit zwei Bildflächen arbeitet der neue Filmwagen. Auf der Mattscheibe, die direkt am Wagen ammontiert und durch ein schwarzes Tuchgehäuse abgeblendet ist, lassen sich zu jeder Tageszeit Filme gut wiedergeben. Nach Einbruch der Dunkelheit kann eine große Filmleinwand hochgekurbelt werden, die auf einem Anhänger mitgeführt wird.

Weltraumfahrt Anno 2010

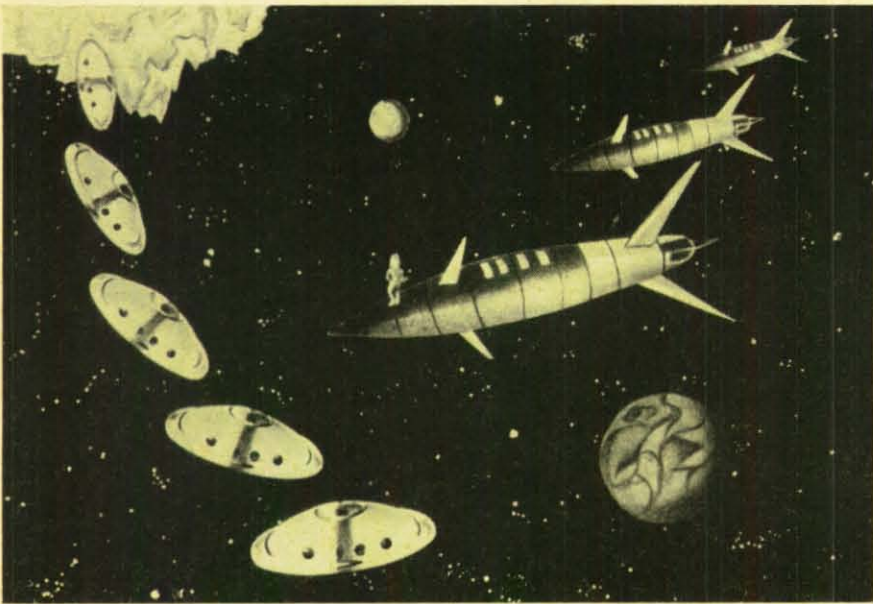
Begegnung mit
Riesenechsen
und Robotern



1 Ein strahlend klarer Tag ist der 15. April des Jahres 2010, und für die Europäische Hauptstadt Pax ist es der entscheidende Tag in ihrer Geschichte. Tausende von Einwohnern haben sich in dem großen Sportstadion versammelt. Auf den Häuserdächern, auf Bäumen und Schornsteinen sitzen die Menschen. Dann ist es soweit: mit lautem Surren heben sich die fliegenden Untertassen vom Boden und treten ihren Flug ins All an.



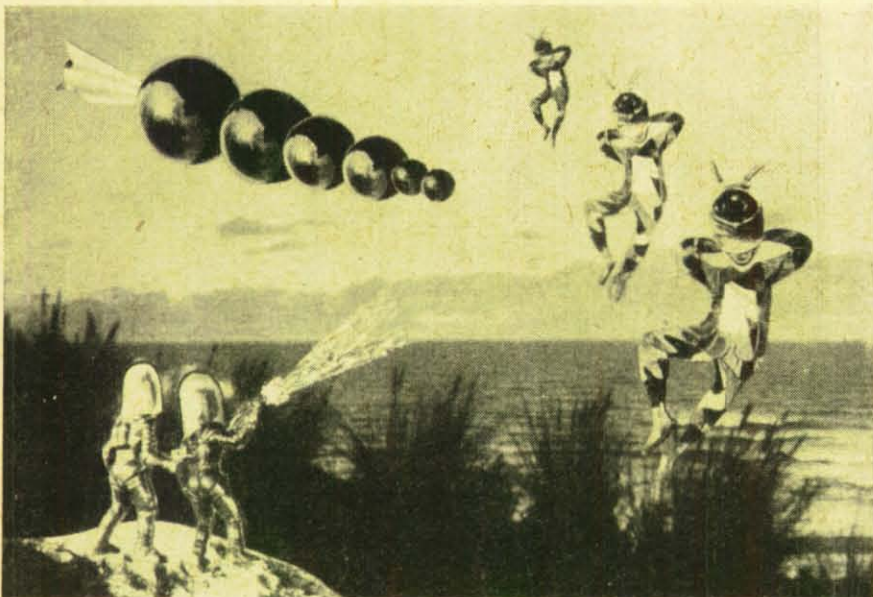
2 In einem anderen Teil der „Vereinigten Staaten von Europa“, in einem abgelegenen Gebirgstal, befindet sich der Startplatz der anderen Weltraumfahrzeuge, der Raketen. Hier ist es ganz still in der Einsamkeit der Berge. Man hat mit Absicht diesen verborgenen Startplatz gewählt, um nicht die Aufmerksamkeit von dem Abflug des Staatspräsidenten und der hohen Militärs in den Untertassen abzulenken.



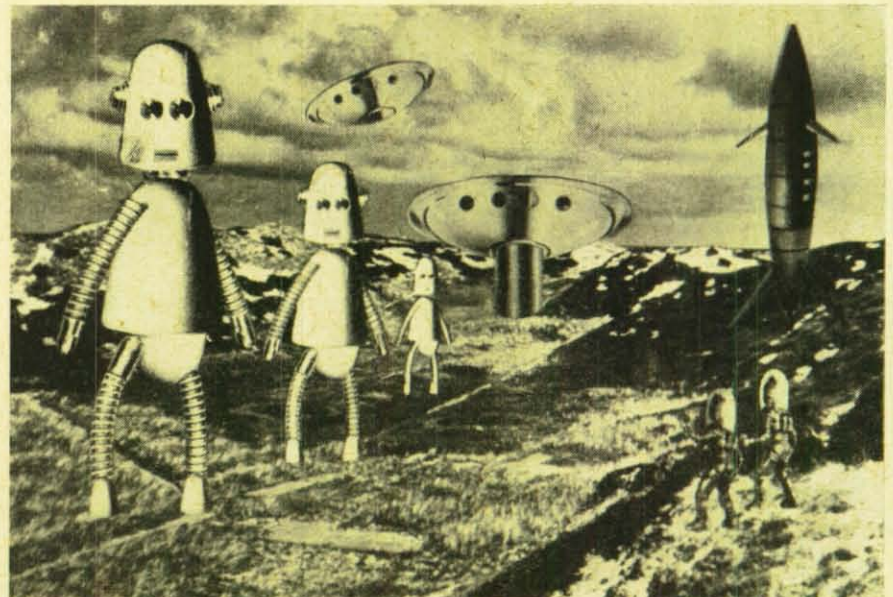
3 Das große Abenteuer beginnt! Mit atemberaubender Geschwindigkeit jagen die Raumfahrzeuge durch die Unendlichkeit. Sie bleiben immer in einem gewissen Abstand beieinander, und die Passagiere könnten aus den Kabinenfenstern einander zuwinken. Die rote Scheibe des Mars rückt heran. Das Umkreisungsmanöver zur Vorbereitung der Landung auf diesem noch unerforschten und rätselhaften Himmelskörper wird eingeleitet.



4 Auf dem Kriegs-Planeten gelandet, finden die kühnen Pioniere von der Erde zunächst nur wüstes Land mit einer sehr spärlichen Vegetation. Plötzlich aber packt Entsetzen die mutigen Männer. Von allen Seiten schieben sich riesige Echsen heran und haben die Menschen bald eingekreist. Ein Glück, daß die Weltraumanzüge aus unverdaulichem, Untiere abstoßendem Material gefertigt wurden.



5 Erste Begegnung mit unheimlichen Wesen. Plötzlich kommen sie aus dem Raum hernieder. Diese Gestalten sind eine Art schwebender Riesen mit greulichen Gesichtern und Hörnern auf dem Kopf. Sie tragen Anzüge wie in italienischen Komödien die Harlekine. Geistesgegenwärtig greifen die Erdbewohner zu ihren Lähmungspistolen, die sie gegen die Angreifer abfeuern. Das Unglaubliche geschieht: Die Riesen ergreifen wirklich die Flucht.



6 Vom Grauen gepackt werden die tapieren Erdler, als sich vom Rücken her neue Wesen auf lautlosen Federbeinen an sie heranpirschen. Aber die Besorgnis ist unberechtigt. Diese Bewohner des Mars erweisen sich als äußerst freundlich und erzählen, daß sie zu den Regierungstreuen gehören, während die Riesen Partisanen gewesen seien. Einer Verbrüderung steht nichts mehr im Wege. — Fotos: K. Unbehaun.



Der sterbende Schwan ist eine Glanzleistung der begnadeten russischen Prima-Ballerina Ulanova. Dieses kleine Ballett von kaum drei Minuten Dauer wurde im Jahre 1904 in aller Eile für Anna Pawlowa choreographiert, als sie ein neues Stück für eine Wohltätigkeitsveranstaltung brauchte. Die internationale Kritik ist sich einig, daß der „Sterbende Schwan“ seit der Pawlowa nur von Galina Ulanowa vollendet getanzt worden ist.



Freizeit wird klein geschrieben für alle Mitglieder des Balletts. Denn Tanz verlangt neben Begabung oder Genie vor allem nie versiegenden Fleiß. Unser Bild zeigt einige Tänzer bei einer kurzen Ruhepause im Trainingsquartier. Vorne rechts Galina Ulanowa.



Tanz der Tataren aus „Die Quelle von Bakhchisarai“. Es ist das Verdienst des neuen Rank-Farbfilm, ein breites Publikum mit dieser erstaunlichen Truppe bekannt zu machen.

Grazien in Wollsocken

Auf einer Probe des berühmten
russischen Bolschoi-Balletts

Nur wer einmal einer Ballettprobe beigewohnt hat, weiß, was es heißt, sich dem Tanze verschrieben zu haben. Er erkennt, wieviel Mühe und hartes Training dazu gehört. Der Zuschauer, der nachher die anmutig-lyrischen und leidenschaftlich-triebhaften Tänze dieses großen Ensembles bewundert, erfährt nichts davon. Alles scheint völlig mühe- und schwerelos zu sein. Und gerade das ist vollendete Kunst.



Spitzentanz auf der Probe. Die Tänzerinnen tragen in den Ballettschuhen dicke Wollsocken. Diese verschwinden allerdings schon während des Trainings, sobald sich die Künstlerinnen warmgetanzt haben. Die Beherrschung des Tanzes stellt höchste Anforderung



Zum mannigfaltigen Repertoire des Bolschoi-Theaters gehört auch das Ballett „Giselle“, aus dem diese Szene stammt. Seit seiner Uraufführung im Jahre 1841 in Paris wird das Ballett immer noch ohne die geringsten Abweichungen von der Ur-Form getanzt.

Du wirst die Zukunft noch erleben

Nach 25 Jahren Dauerschlaf erwacht der Reporter Egon Larsen in einem Krankenhaus, das von Professor Naidu geleitet wird. Professor Bergh, dem er sich zu einem Schlafexperiment zur Verfügung stellte, lebt nicht mehr. Im Auftrage seiner Zeitschrift geht er nun daran, die „Welt von heute“, man schreibt das Jahr 1983, zu entdecken. Er lernt die moderne Haushaltsführung kennen, wird über den Stand der Energiewirtschaft unterrichtet und unternimmt mit der schönen Pressechefin Maika Abadjan eine Weltreise, deren Ausgangspunkt Indien ist. Nach einer Unterredung mit dem Minister für Automatisierung in New Delhi besichtigt er eine automatische Fabrik und nimmt in der großen Werkkantine ein Essen ein.

6. Fortsetzung

Ich war gerade mit der Vorspeise fertig, als wir an der Reihe der zur Auswahl angebotenen Hauptgerichte anlangten. Auch hier, wie ich es zum erstenmal im Heim Dr. Naidus erlebt hatte, gab es „alte Küche“, „Neukost“ und „Kurzdiät“, nur mit dem Unterschied, daß die „alte Küche“ sich aus den traditionellen indischen Gerichten zusammensetzte. Anschließend konnte man sich die Getränke auswählen. Ich stellte mit Genugtuung fest, daß auch im Jahre 1983 die Kunst, gutes Bier zu brauen und eiskalt zu servieren, noch nicht vergessen war.

Kaum hatten wir unsere Mokkatasen geleert, da wurden wir selbst „ab-serviert“ — unsere Sitze verschwanden einfach nach unten, um wieder an den Ausgangspunkt zurückzukehren, und wir mußten aufstehen, ob wir wollten oder nicht — um anderen Mittagsgästen Platz zu machen. Gleichzeitig schob sich unser abgeegenes Geschirr ins Innere des Glaskastens, während uns der Weg zwangsläufig an einer automatischen Kasse vorbeiführte. Was jeder von uns gegessen hatte, erschien als Rechnung auf einer Leuchttafel. Man legte sein Geld auf eine Platte, die es mit Sekunden-schnelle „schluckte“, und schon lag auf einer zweiten Platte das Wechselgeld, falls man nicht mit passendem Kleingeld bezahlt hatte.

„Und was geschieht, wenn man überhaupt nicht zahlt?“ wollte ich wissen.

„Sie erwarten wohl, daß sich dann eine automatische Falltür öffnet und der Zechpreller in einem Verließ landet?“ fragte Professor Ajub lachend. „Nein, solche Gewaltmaßnahmen sind nicht nötig. Aber wenn ein Gast an der Kasse vorbeigeht, ohne zu zahlen, läutet im Büro des Kantinenleiters eine Glocke. Was dann folgt, ist wohl auch nicht viel anders als vor zwanzig Jahren...“

Der Professor konnte uns keine Zeit mehr widmen und entschuldigte sich: „Wir haben jetzt Betriebsversammlung, und ich muß sie leiten.“

„Können wir nicht eine Weile zuhören?“ fragte Maika.

„Wenn es Sie nicht langweilt — warum nicht. Aber da muß ich Ihnen einen Dolmetscher begeben. Verhandlungssprachen sind Tamil und Interlingua.“

Maika und ich erwarteten zwar nur eine Diskussion über interne Werksangelegenheiten, aber wir wollten vor allem die ganze Atmosphäre einer solchen Versammlung kennenlernen. Schon die ersten Worte des Dolmetschers — oder vielmehr der Dolmetscherin, die uns jetzt begleitete — ließen mich jedoch aufhorchen.

Bei dieser Versammlung, die in einem großen, ovalen Saal stattfand, ging es um den Vorschlag der Betriebsleitung, die Arbeitszeit bei gleichbleibendem Lohn zu verkürzen — und zwar von 24 auf 20 Stunden in der Woche! Das Erstaunlichste war, daß die Arbeitnehmer mit größter Heftigkeit und fast einmütig gegen diesen Vorschlag Stellung nahmen.

Wie in den meisten Großbetrieben konnten sich die Arbeitnehmer aus-suchen, ob sie lieber vier Wochentage zu je sechs Stunden oder sechs Wochentage je vier Stunden arbeiten wollten. Bei der Entscheidung spielte nicht nur die Entfernung von der Arbeitsstätte eine Rolle — wer ein paar hundert Kilometer weit in einer der Küstensiedlungen wohnte und eine halbe Stunde oder länger unterwegs sein mußte, zog natürlich die Viertage-woche vor —, sondern auch die individuelle Einstellung zu dem groben Problem: Was macht man mit 144 freien Stunden in der Woche? Wie ich später noch mit vielen überraschenden Einzelheiten erfahren sollte, gab es bereits zahllose private, behördliche und vereinsmäßige Einzellösungen dieser Frage, aber kein Allheilmittel. Tatsächlich schien es sich fast um eine Art Krankheit zu handeln, eine Krankheit, die tödlich sein konnte. „Alle Sozialärzte sind sich darüber einig, daß gewohnheitsmäßige oder erzwungene Untätigkeit lebensverkürzend sein kann“, erklärte einer der Sprecher auf der Betriebsversammlung. „Und da will die Werksleitung die Gefahren der Freizeit noch weiter erhöhen, indem sie die Arbeitszeit rücksichtslos heruntersetzt?“

Von seiten der Werksleitung wurde angeführt, daß die Produktion so gestiegen sei, daß eine Beibehaltung der bisherigen „langen“ Arbeitszeit nicht mehr verantwortet werden könne. Wozu sollten die Menschen sich in

Konservierung durch Atom! Man nehme — siehe unser Bild — Schinkenscheiben, verpacke sie in Zellophan und lasse sie auf dem Fließband unter einem Elektronengenerator durchlaufen. Ergebnis: Der Schinken bleibt frisch, wochen- und monatelang. Die Gammastrahlen, die das Gerät aussendet, vernichten alle Gärungskeime. Geschmack, Aussehen und Nährwert werden durch diese Bestrahlung keineswegs verändert. In derselben Weise können Kartoffeln, Brot, Butter, Käse und Gemüse behandelt werden. Fachleute sprechen der „atomischen“ Konservierung von Nahrungsmitteln eine revolutionäre Bedeutung zu. In den USA arbeiten zur Zeit namhafte Wissenschaftler in über 50 Forschungszentren daran, daß diese Konservierung bald im großen Stil angewendet und auch gut durchgeführt werden kann.

den Fabrikhallen länger als nötig herumtreiben während die Maschinen die Arbeit verrichteten? Professor Ajub, der bisher lediglich die Rolle des Vorsitzenden gespielt hatte, ergriff selbst das Wort zu diesem Punkt. Es seien im Betrieb mehrere Fälle vorgekommen, in denen Instandhaltungsingenieure Sand in komplizierte Apparate gestreut oder Schrauben gelockert hätten, nur um die Reparaturen ausführen zu können. „Sabotage aus Langeweile“ nannte er es. Je weniger das Personal zu tun habe, um so mehr derartige Fälle ereigneten sich.

Das veranlaßte mich, an die Dolmetscherin die Frage zu stellen, ob die Werksleitung ihren Arbeitern bei der Freizeitgestaltung nicht helfe.

„Aber gewiß tut sie das“, sagte sie. „Kommen Sie in unser Museum.“

Wir verließen den Raum, während die Diskussion weiterging.

Das „Freizeitmuseum“, wie es offiziell hieß, befand sich in einem flachen Gebäude mit Glaswänden und Glasdach. Die Werksleitung hatte es mit Hilfe des Betriebsausschusses angelegt, um die weniger phantasiebegabten Arbeitnehmer zu beraten und zu ermutigen. Orchestermusik empfing uns; ich erfuhr, daß gerade die letzten Proben vor einer Konzertreise stattfänden, die das Werksorchester nach Europa und Amerika führen sollte.

Ein Saal war der Malerei und Plastik gewidmet und mit lauter Arbeiten der Werksangehörigen gefüllt. In der Bibliothek wurde mir ein älterer Mechaniker vorgestellt, der sich den Ruf des größten indischen Fachmanns für altgriechische Literatur erworben hatte. In einem Laboratorium waren die Mit-

glieder einer archäologischen Expedition damit beschäftigt, ihre aus der Mongolei mitgebrachten prähistorischen Funde mit radioaktivem Kohlenstoff 14 zu behandeln, um ihr Alter festzustellen.

„Natürlich haben nicht alle unsere Werksangehörigen künstlerische oder wissenschaftliche Talente“, meinte die Dolmetscherin. „Aber da gibt es ja noch andere Möglichkeiten, die Zeit nutzbringend zu verwenden. Hier, lesen Sie“, und sie deutete auf eine Notiz am schwarzen Brett, die sie mir übersetzte: „Heute abend Erfahrungsaustausch der Helferguppe P/B.“ Ich sah sie erstaunt an. „P/B heißt ‚Philemon und Baucis‘“, erklärte sie. „Diese Gruppe besteht aus jungen Leuten, meistens Mädchen, die sich um die Alten kümmern, sie besuchen, ihnen vorlesen und mit ihnen plaudern. Das sind Dinge, die keine Maschine zustande bringt und die nichts weiter erfordern als Geduld und Menschenliebe.“

„Und welches Steckenpferd reiten Sie selbst?“ fragte Maika.

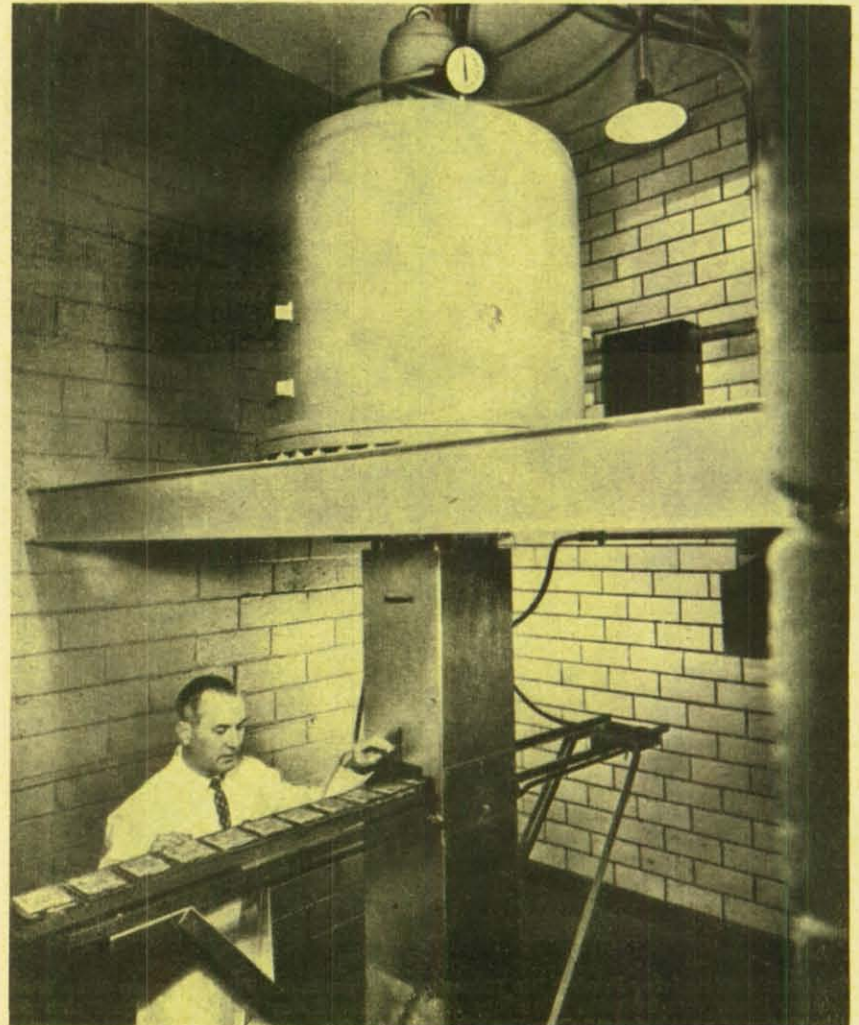
Statt jeder Antwort öffnete unsere Begleiterin eine der vielen Glastüren des Gebäudes. Es war eine Schreinerwerkstatt, die komplett mit allem Handwerkszeug und einer Drehbank ausgerüstet war. Die Werksangehörigen, die hier arbeiteten, waren so vertieft, daß keiner von uns Notiz nahm. Die Dolmetscherin ging geradenwegs auf eine Ecke zu. „Hier, schauen Sie! Das ist meine neueste Arbeit“, sagte sie stolz. „Das habe ich ganz allein gemacht.“

Es war ein Stuhl. Aus Holz.

Das Laboratorium der Träume

Neapel hatte sich wenig verändert. Es war, das mußte man zugeben, sauberer geworden, eine Menge neuer Wohnblocks standen an Stelle der malerischen Slums — sicher aber hatte die Romantik gelitten, da die Armut verschwunden war. Süditalien, das neue Industrieland, hatte keine Bettler mehr, keine Arbeitslosen und keine Wanzen. Aber seine Schönheit war geblieben.

Die neuen Fabriken, die sich über den „Stiefel“ Italiens verteilten, waren von den Architekten glänzend der Landschaft angepaßt worden. Jetzt brauchten Industrierwerke keine rußen-



den Schloten mehr wie einst. Die Sonnen- und Atomenergie arbeitete sauber.

Natürlich waren durch die Industrialisierung ganz neue Probleme entstanden, und deshalb hatte mich Maika nach Süditalien gebracht. Auch hier hatte sich die Freizeit zum lebenswichtigen Problem ausgewachsen. Zugegeben — in Neapel hatte es auch zu meiner Zeit schon mehr als genug Freizeit gegeben. Aber es war die Muße der Armut. Jetzt verdienten die jungen Leute mit einer kurzen wöchentlichen Arbeitszeit Geld genug, um sich alle Freuden des Lebens leisten zu können. Aber Freizeit ist teuer, wenn man sich keine Selbstdisziplin auferlegt. Selbst der höchste Lohn reicht nicht, wenn man drei ganze Wochentage und sieben lange Feierabende hindurch nichts mit sich anzufangen weiß, außer Geld auszugeben. So war es gewissermaßen ganz natürlich, daß manche Leute auf die schiefe Ebene gerieten. Verbotene Glücksspiele lockten sie. Es kam zu Schlägereien, alkoholischen Exzessen, Sexualverbrechen.

„Ich habe Sie vor allem deshalb hergebracht, um Ihnen das neue Freizeitgericht zu zeigen — das erste der Welt, das sich auf diese charakteristischen Vergehen spezialisiert, so wie es früher etwa Verkehrsgerichte gab“, sagte Maika. „Das sieht aber gar nicht wie ein Gericht aus“, sagte ich zu Maika, als wir das große Gebäude an der Via Enrico Fermi betraten.

„Es ist ja auch ein Annex der Universität“, erwiderte sie. „Der Gerichtshof hält seine Sitzungen im Auditorium der psychologischen Fakultät ab.“

Als ich den Sitzungssaal sah, wurde mir klar, warum hier die alten Vorstellungen von Polizei und Staatsanwalt, Richter und Verbrecher nicht mehr stimmten.

Drei Professoren der Fakultät saßen in weißen Kitteln hinter einem langen Tisch, der mit vielerlei wissenschaftlichen Geräten beladen war. Der „Angeklagte“ — hier trug er die Bezeichnung „Zwangspatient“ — wurde gerade mit diesem Gerät untersucht; die elektrischen Modulationen seines Gehirns erschienen auf einem großen Bildschirm, so daß die Zuhörer — fast ausschließlich Studenten, wie mir schien — verfolgen konnten, was in seinem Kopf vorging, während er die an ihn gestellten Fragen beantwortete.

Es war ein typischer Fall von „Verbrechen aus Langeweile“ — früher hätte man das einfach vor dem Landgericht als „Raubüberfall mit schwerer Körperverletzung“ abgetan. Die Fragen der Psychologen waren ruhig und freundlich. Sie zielten darauf ab, diesem keineswegs dummen oder primitiven Menschen auf irgendeine Art den Rückweg in die Gemeinschaft zu ermöglichen — gleichzeitig aber auch die Gemeinschaft vor einer Wiederholung seiner antisozialen Handlungen zu schützen. Der Zwangspatient war jedoch sichtlich kein reuiger Sünder, ich konnte ihn mir gut als verstockten Zuchthäusler vorstellen und zweifelte nicht, daß sich nach ein paar Jahren „Knast“ seine anti-gesellschaftlichen Instinkte noch wesentlich verschärfen würden. Wie mochten wohl diese Richter das Problem lösen?

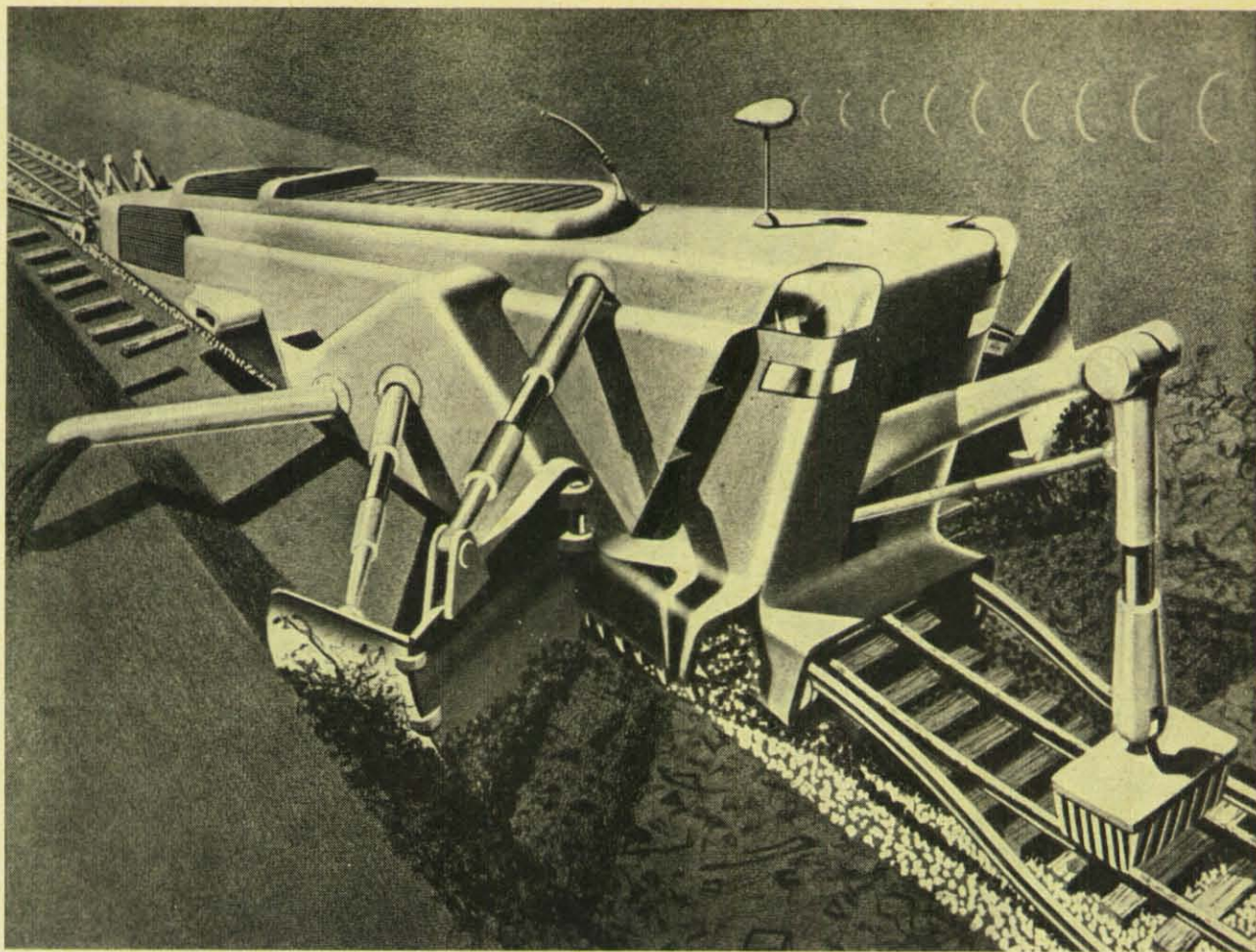
Ich hatte kaum bemerkt, daß sie sich über das „Urteil“ beraten hatten, als es auch schon verkündet wurde:

„Verschickung nach Nicosia. Enthalt bis zur Beendigung der Kur.“

Als wir auf die Straße hinaustraten, sah ich Maika fragend an. „Ich verstehe das nicht. Ist Nicosia jetzt eine Strafkolonie?“

„Nein. So altmodische Begriffe kennen wir heute nicht mehr. Nicosia ist ein Freizeitlager. Wie wär's, wenn wir hinflögen und diesen Fall weiterverfolgten?“

Der 1600-km-Flug nach Nicosia dauerte keine fünfzig Minuten, und die Insel Zypern tauchte bereits wie eine Faust mit ausgestrecktem Zeigefinger aus dem dunstigen Blau des Mittelmeeres auf, als ich mich zufällig umdrehend, den jungen Angeklagten vom Hörsaal der psychologischen Fakultät



Die Eisenbahn der Zukunft soll schneller und bequemer sein. Deshalb hat man diese Maschine erdacht, die zu gleicher Zeit die alten Geleise aufräut und neue legt, die Bahndämme verbreitert und die Entwässerungsanlagen erneuert. G. Stephenson würde staunen!

Neapel hinter mir sitzen sah. Ein Blick auf den stämmigen Herrn neben ihm überzeugte mich, daß man ihn nicht ohne Aufsicht reisen ließ.

Seit der Internationalisierung Zyperns im Jahre 1963 und vor allem seit Einsetzung der Weltregierung war die Insel ein einziges großes Laboratorium, das von zahllosen Ländern mit Wissenschaftlern und „Versuchskaninchen“ besetzt wurde. Maika berichtete mir von dem Widerstand, den die Zyprioten anfangs dem Unternehmen entgegenzusetzen hätten. Jetzt aber seien sie stolz darauf, daß die Rehabilitationsstätte für gescheiterte Existenzen ihre Insel in der ganzen Welt berühmt gemacht habe.

Der junge Neapolitaner, dessen Weg wir verfolgen wollten, war durch das Aufnahmebüro geschleust und einer gründlichen ärztlichen Untersuchung unterzogen worden. Zunächst hatte ihm die fachliche Aufmerksamkeit, die man seiner Person zollte, wohl geschmeichelt; aber als er wie alle Neuankömmlinge in das sogenannte Sanatorium gebracht wurde, brach sein Mißtrauen, sein asozialer Widerstand gegen die Umwelt mit aller Stärke aus.

„Das sind wir natürlich gewöhnt“, sagte Dr. Meschkow, der Leiter des Sanatoriums, ein älterer russischer Psychiater. „Wir erwarten es sogar; Aggression ist ein natürlicher Instinkt. Aber die Patienten toben nicht lange. Sehen Sie, wie friedlich er schon jetzt ist!“

Wir betraten ein Zimmer — eins von zweitausend — in dem außer einem Bett wenig zu sehen war. Es war in dunkelblaues Licht getaucht, und das Gesicht des schlafenden jungen Mannes war gerade noch zu erkennen.

Er warf sich unruhig hin und her. Von Zeit zu Zeit murmelte er Worte und halbe Sätze, die nicht zu verstehen waren.

„Was sagt er?“ flüsterte ich.

„Sie können ruhig laut sprechen“, sagte Dr. Meschkow. „Vor nächster Woche wacht er sicher nicht auf. Wir haben ihn in analytischen Schlaf versetzt — wie jeden Neuankömmling. Zugleich haben wir ihm eine Stimulationsdroge verabreicht, die die Zensurschranken zwischen Unterbewußtsein und Bewußtsein zum großen Teil aufhebt. Er träumt und spricht im Traum vor sich hin. Diese Träume sind es, die

wir brauchen.“ Er deutete auf ein kleines Gitter im Kunstholz des Bettes, dicht über dem Kopf des Schlafenden; es sah wie eine Verzierung aus. „Hier steckt unser Mikrofon; die Leitung führt in die Zentralschallaufnahme, wo die Magnetbänder aller Patienten in den Tongeräten laufen. Und dann beginnt unsere eigentliche Arbeit.“

Wir fuhren ins oberste Stockwerk. In einem riesigen Raum saßen etwa fünfzig Frauen und Männer in kleinen Kabinen, die wie offene Telefonzellen aussahen. In jeder stand ein kleiner Schreibtisch mit Büchern und Papier. Auf den ersten Blick ließ sich nicht erraten, was diese Leute arbeiteten; manche starrten in die Luft, andere notierten etwas oder schlugen in Büchern nach.

Dr. Meschkow führte mich zu einer der wenigen leerstehenden Kabinen und ließ mich am Tisch Platz nehmen. Dann deutete er auf einige Knöpfe, die in die Platte eingelassen und beschriftet waren wie die Tasten eines Tonband-Wiedergabegeräts.

„Wenn Sie hören wollen, was unser italienischer Patient im Schlaf sagt — dann wählen Sie 3861 und drücken Sie auf den Startknopf“, sagte der Psychiater.

Ich folgte der Anweisung. Eine Stimme kam hinter mir aus der Wand. Sie nannte die Bandnummer und den Namen des Patienten. Dann folgte eine lange Pause. Dann ein Stöhnen wie aus tiefem Schlaf. Und schließlich eine Reihe unzusammenhängender Wörter, halbe Sätze, aus denen ich nicht hätte klug werden können, auch wenn ich den neapolitanischen Dialekt des Sprechers besser verstanden hätte. Ein Wort tauchte jedoch immer wieder auf, es war der Name Giuseppa. Ich stellte ab.

Der Psychiater erklärte mir, nach welchem System hier vorgegangen wurde: „Dieser Raum hier ist das Herz unseres Freizeitlagers — unseres großen Laboratoriums für die Neuformung asozialer Menschen. Diese Frauen und Männer in den Kabinen sind alles erfahrene Psychologen, die aus den im Traum gesprochenen Worten unserer Patienten die ersten Anhaltspunkte für zwei Dinge gewinnen: erstens für den Grund der asozialen Einstellung und zweitens für den Hebel, den man ansetzen muß, um aus dem Patienten

wieder einen vollwertigen, zufriedenen Menschen zu machen. Vielleicht kommt Ihnen das absurd vor, wenn Sie sich nicht radikal von den alten Begriffen ‚Verbrecher‘ und ‚Strafe‘ freizumachen vermögen — aber unser System besteht darin, Träume zu erfüllen!“

„Und wie gehen Sie nun im Fall dieses Neapolitaners vor? Was sagt dem Psychologen zum Beispiel der ständig wiederholte Name ‚Giuseppa‘?“ fragte ich.

„Nun, wir haben ja noch viele Tage Zeit, um weiteres Material aus ihm herauszubekommen. Meistens sind es sogar die letzten Stunden des analytischen Schlafs, kurz vor dem Aufwachen, die uns die wichtigsten Hinweise liefern. Vielleicht geben die Akten des Patienten Aufschluß: Milieu, Herkunft, Lebensgeschichte, Art des asozialen Verhaltens, Benehmen bei der Verhandlung, Tätigkeit im Beruf und in der Freizeit.“

Wir waren inzwischen in Dr. Meschkows Arbeitszimmer angelangt. Er sprach ins Hausteleskop: „Sehen Sie doch mal nach, wer gut italienisch spricht und noch einen Fall übernehmen könnte — Frau Dr. Kemp? Ausgezeichnet. Bitten Sie sie doch herein.“

Frau Dr. Kemp war eine gut aussehende, freundliche Würzburgerin. Dr. Meschkow stellte uns vor und drückte ihr die Akte des Neapolitaners in die Hand. „Sie übernehmen ihn doch, ja? Gut. Der Patient schläft seit zwölf Stunden, und unser Besucher hier hat gerade ein Stück Band abgehört...“ Er berichtete über die Einzelheiten. „Können Sie daraus irgendeinen Schluß ziehen?“

„Das möchte ich vermeiden, Dr. Meschkow. Man könnte sonst zu allen möglichen Fehldeutungen kommen. Ich warte immer erst das ganze Band ab und spreche dann ein halbes dutzendmal mit dem Patienten, ehe ich mit der Auswertung beginne...“ Sie hatte beim Sprechen die Akte durchgeblättert und stutzte plötzlich. „Es kann natürlich sein“, fuhr sie langsam fort, „daß dies hier der Schlüssel ist.“ Sie übergab Dr. Meschkow ein Blatt.

„War im Alter von vier Jahren Zeuge eines tödlichen Unfalls, der seiner um drei Jahre älteren Schwester Giuseppa zustieß“, las der Psychiater.

(Fortsetzung folgt)



Das ist er – Sherlock Holmes, Englands großer Meisterdetektiv. Das Bild zeigt ihn in jüngeren Jahren. Die Verbrecher erschauerten, wenn sein Name genannt wurde. Mit Recht! Denn er jagte sie, wie nie jemand zuvor oder nachher Verbrecher gejagt hat.

London, No 221 b

In Wirklichkeit hat er nie gelebt. Aber vielleicht ist er gerade deshalb so lebendig, der Überdetektiv Sherlock Holmes. Fachleute behaupten, die moderne kriminalistische Praxis habe viel von ihm gelernt. Scotland Yard sei ein ins Gigantische ausgeweitetes Sherlock-Holmes-Laboratorium. Was er mit genialer Intuition und strenger Logik allein schaffte, die Aufklärung unheimlicher und schwerer Verbrechen, besorgen heute Hunderte von Spezialisten.

Der „Vater“ von Sherlock Holmes ist der Schriftsteller Sir Arthur Conan Doyle, und der konnte das „Kind seiner Phantasie“ gar nicht leiden. Obwohl er ihm viel, wenn nicht alles zu verdanken hatte: ein Millionenvermögen, einen bekannten Namen und zum Schluß sogar das Adelsprädikat.

Geschaffen hat er die, man darf wohl sagen, bekannteste aller Romangestalten aus dem Nichts. Das kam so: Als Doyle als junger Arzt und frisch verheiratet seine Praxis eröffnet hatte, wartete er vergeblich auf Patienten. Um die Zeit totzuschlagen, schrieb er ein Buch, und später noch eins. Ernsthaftige Bücher, mit literarischen Ansprüchen. Aber kein Verleger wollte sie haben. Nun schmolz bei der Warterei auf Patienten und den Ansprüchen des neugegründeten Haushaltes das kleine ererbte Vermögen des Amateurschriftstellers dahin. Der junge Mann wußte nicht ein noch aus. Zum drittenmal ging er unter die Literaten, entschlossen, einen Reißer zustande zu bringen.

Das Wichtigste, sagte er sich, ist der Held. Er muß sympathisch sein, echter und lebendiger als die meisten Menschen, die einem auf der Straße begegnen. Er brauchte ein gewisses Etwas, einen ungewöhnlichen Beruf. Detektiv? Gut. Name? Ein Blick ins Adreßbuch: Sherlock Holmes. Sagt nicht viel, verspricht alles. Besondere Eigenschaften: Lang, hager, 190 groß.

Begabt mit einem messerscharfen, durchdringenden Verstand, übertrifft er alle Kriminalisten in der Kunst der Schlußfolgerung. Wo wohnt er? Natürlich in London. Straße? Baker Street 221 b.

Als er soweit ist, macht ihm die Sache schon Spaß. Er fabuliert drauflos, schickt das fertige Manuskript an einen Verlag, ganz ohne Hoffnung auf Erfolg. Aber der kommt. Wie so oft unerwartet, sozusagen über Nacht. Der Verleger schickt Geld, verlangt eine Fortsetzung. Die Leser sind begeistert, das Geschäft blüht. Mehr als 60 Sherlock-Holmes-Romane hat Doyle nach und nach geschrieben. Auflage über 100 Millionen.

Geld und Auflage allein machen nicht glücklich. Doyle erhielt 15 Shilling für jedes Wort, das er über Sherlock Holmes schrieb, und ist über diesen Riesenerfolg ehrlich unglücklich gewesen. Er hätte es lieber gesehen, wenn er ihn mit anspruchsvollere Literatur erreicht hätte. Ja, er entschloß sich, sechs Jahre nachdem er den unvergleichlichen Logiker unter den Kriminalisten zum erstenmal lebendig gemacht hatte, ihn einfach totzuschlagen, und vermerkt 1893 triumphierend im Tagebuch: „Holmes umgebracht!“

Aber es half nichts. Die Leser wollten ihren Helden nicht hergeben, und wie sehr sie wünschten, ihn unter den Lebenden zu wissen, zeigt heute noch, im Jahre 1958, das Sherlock-Holmes-Museum.



Die Baker Street ist in der ganzen Welt bekannt — nur weil ein begabter Schriftsteller sie zum Wohnsitz seines Helden auserkor. Die Londoner haben ihm das hoch angerechnet. Sie erwarben das Haus Nr. 221 b in dem Conan Doyle das „Kind seiner

Phantasie“ wohnen und über die Aufklärung von Verbrechen nachdenken ließ, und verwandelten es in ein Museum. Sie rekonstruierten das Heim ihres Lieblingsdetektivs genau so, wie es in den mehr als 60 Sherlock-Holmes-Romanen spannend beschrieben ist.

Baker Street



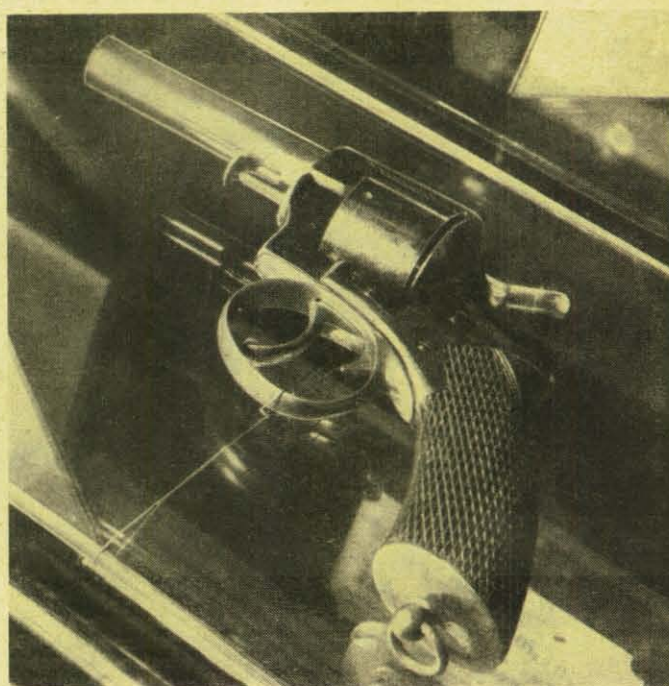
▲ *Wenn er ausging*, trug Sherlock Holmes eine karierte Sportmütze und — des Londoner Nebels wegen — eine Pelerine. Sein Freund Dr. Watson neigte zu feinen Sitten. Er trug schwarzen Mantel und Zylinder.

▶ *Da sitzt er*, in Wachs, der alt gewordene Meisterdetektiv, und wartet in seinem getreu den Erzählungen nachgebildeten Studierzimmer auf — Besucher. Hätte er gelebt, er wäre mehr als 100 Jahre alt.



▶ *Auf einem Tisch* findet der Besucher, mit liebevoller Sorgfalt ausgebreitet, die täglichen „Gebrauchsgegenstände“ des Detektivs. Wer erinnerte sich nicht an die in der „Späten Rache“ erwähnten stählernen Handschellen, die Holmes ständig bei sich trug? Übrigens: es gibt mehr als 30 Sherlock-Holmes-Vereine. Einer zählte sogar den US-Präsidenten Roosevelt zu seinen vielen prominenten Mitgliedern.

▶ *In der Waffensammlung* des Museums werden auch — wie könnte es anders sein — die Revolver des Detektivs gezeigt. Mit diesem hier zum Beispiel pflegte Holmes daheim in der Baker Street Zielübungen zu veranstalten. Sein Freund Dr. Watson „schilderte“ das so: „Er saß dabei im Lehnstuhl und schmückte als guter Patriot die gegenüberliegende Wand mit dem Monogramm der Königin Viktoria.“



Völlig kostenlos ist die Beratung. Diplom-Architekt Rainer Wolff, mit Brille, ein Mitarbeiter des Instituts, betont das nachdrücklich und läßt sich die Aufrißpläne der Wohnung zeigen. In den Institutsräumen ist alles zusammengetragen, was zeitgemäßer Wohngestaltung entspricht. Und alle zwei Monate setzen sich Architekten, Möbelgestalter und Formen-Fachleute zusammen, um die Neuheiten des Möbelmarktes zu überprüfen. Nur allerbeste Fabrikate werden anerkannt.



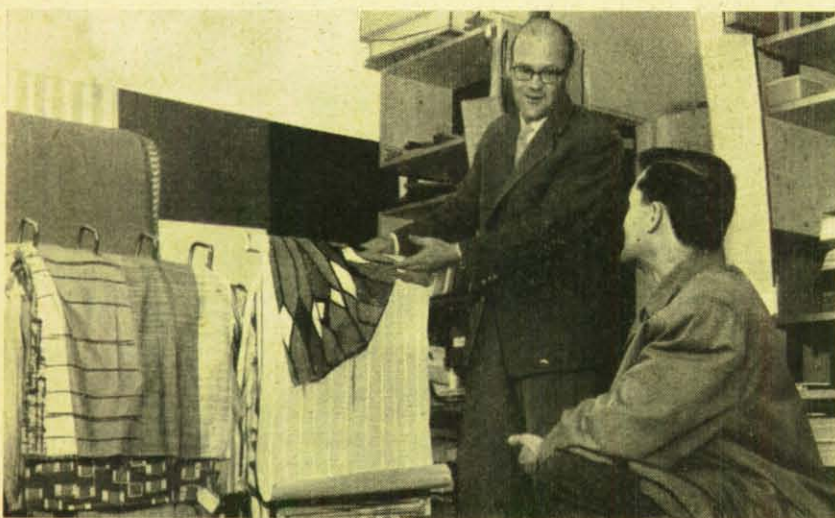
An einem Nachmittag im April stehen Horst und Elisabeth Rauer vor der Glasfassade des Münchener Wohnberatungsinstituts in der Maxburgstraße 4. Seit einem Jahr erst sind sie verheiratet und — wie durch ein Wunder — zu einer Drei-Zimmer-Wohnung gekommen. Die möchten sie nun einrichten, behaglich, nett, aber auch nicht zu teuer. Ob das vom Deutschen Werkbund geschaffene Institut ihnen dabei behilflich sein kann? Sie haben schon davon gehört und wollen es einmal versuchen.



Teppichmuster, wie gewünscht. Die Teppiche, die von der Wohnberatung empfohlen werden, sind alle auf Material, Verarbeitung und — auch auf ihr Verhältnis zum geforderten Preis untersucht worden.



Nicht modern um jeden Preis will man im Wohnberatungsinstitut sein. Man sucht vielmehr das Bewährte, Ausgereifte. Das gilt auch für diesen Gitterstuhl, dessen Sitzfläche ganz aus Schaumgummi besteht.



Wer die Wahl, hat auch die Qual! Welcher Vorhangstoff paßt am besten zu der farblich günstigsten Tapete, die Horst für das Wohnzimmer haben möchte? Der Diplom-Architekt weiß auch in dieser speziellen Frage zu beraten. Im Fachgeschäft, das Horst anschließend besucht, trifft er — bestens vorbereitet — dann schnell seine Entscheidungen.

Planen, Sichten, Einrichten!

Kostenlose Wohnberatung in München

Nach schwedischem Vorbild hat der Deutsche Werkbund in München ein Wohnberatungsinstitut geschaffen. Seitdem stehen die Türen dieses Hauses nicht mehr still. Brautpaare, die auf eine eigene Wohnung hoffen, sprechen dort gerne vor. Ebenso Eheleute, die ihre Einrichtung modernisieren wollen, und auch der Student, der seine Bude etwas aufmöbeln möchte. Erfahrene Fachleute stehen zur Verfügung. Sie wollen die Wohnungen ihrer „Kunden“ keineswegs einrichten, wollen aber beratend helfen und vor Fehlkäufen schützen. Das gelingt ihnen dann auch meist, und alle sind mit diesem Ergebnis recht zufrieden.

In einem Barackenraum der Kleingärtnersiedlung sitzt Horst Rauer mit seiner Frau beim Abendessen. „Hast du etwas, Elisabeth“, fragt er besorgt, „du machst so ein nachdenkliches Gesicht?“

Sie sieht ihn an. Wie selbstverständlich legen sie ihre Hände aufeinander. Vielleicht gibt es in der ganzen großen Stadt keine glücklicheren Menschen. Seit einem Jahr sind sie verheiratet. Und eine Wohnung wer-

den sie auch bald haben. Am nächsten Ersten schon. Drei Zimmer mit Küche, Diele, Bad, im Neubau.

„Frau Ritter war vorhin hier, Horst. Die Tante von Rainer. Ich habe dir schon von ihm erzählt. Rainer ist Innenarchitekt. Sie meinte, er könnte uns gut beraten, wenn wir uns die Wohnung einrichten.“

Horsts Gesicht verdüstert sich. „Nein, Elisabeth, nimm's nicht übel. Aber das möchte ich nicht. Mit die-



◀ **In der neuen Wohnung.** So haben sich Rainers jetzt eingerichtet. Der Eßtisch im 23 qm großen Wohnzimmer ist — raumsparend — an die Wand gerückt. Gerade über diesen Tisch, seine Art und Form, unterhielten sich Horst und Elisabeth lange mit den Mitarbeitern der Wohnberatung. Von den Stühlen kostete jeder 56 DM. Und die chinesischen Holzstiche an der Wand konnte Elisabeth an der Wand in einem Antiquitätengeschäft erwerben. Lampe und Blattpflanze stammen aus der alten Wohnung.

▲ **Behagliche Sitzecke.** Sie entstand so: Bei einem Trödler spürte Horst für nur 20.— DM ein altes Sofa auf. Für 80.— DM machte der Polsterer die Lehne niedriger und bezog alles mit rot-weißem Chintz. Dazu wurden ein schwarzer Sessel (links) für 240.— DM und ein blauer (rechts) für 290.— DM gekauft. Das Korbgestell des dritten Sessels kostete nur 48.— DM. Elisabeth hat den Sessel selbst mit Schaumgummi gepolstert und mit Chintz überzogen. 60.— DM mußte sie dafür ausgeben.

▲ **Das formschöne Wandregal.** Jeder muß einmal sein eigener Konstrukteur sein, sagten die Mitarbeiter der Wohnberatung zu Horst. Der setzte sich darum hin und entwarf den Plan für ein Wandregal im Wohnzimmer, den er der „Herzogsägmühle“, einem Heim der Inneren Mission für schwer erziehbare Jugendliche, zur Ausführung übergab. Er bezahlte für das fertige Regal, Esche und Teakholz, 1500 DM. In einem Fachgeschäft hätte es — grob geschätzt — bestimmt doppelt soviel gekostet.

sem Rainer will ich nichts zu tun haben. Schlimm genug, daß du ihn vor mir gekannt hast."

Elisabeth lächelt. Begütigend fährt sie ihrem Mann über das wellige Haar. Eifersucht ist eine Krankheit, denkt sie. Er hat zu wenig Selbstvertrauen. Aber mir macht das nichts. Und noch einmal fährt sie ihm zärtlich über die Haare.

Später sehen sie sich in den Geschäften Möbel an. Die Riesenauswahl bedrückt und verwirrt sie. Ziemlich müde kehren sie heim.

★

Am nächsten Tag telefoniert Elisabeth. „Rainer? Ja, hier ist Elisabeth. Denk dir, wir haben eine Wohnung. Deine Tante meinte, du könntest uns raten, wie wir das mit dem Einrichten am besten machen. Klar, das Geld ist auch knapp. Und nett soll es doch auch werden. Was ist mir unbekannt? Daß es ein Wohnberatungsinstitut gibt? Ja, das ist mir wirklich nicht bekannt. Du arbeitest dort? Wir sollen hinkommen? Aber du weißt doch, wie Horst ist. Der ist auf jeden Mann eifersüchtig. Auf dich natürlich auch. Wir tun, als ob wir uns nicht kennen? Sicher, das ginge. Also schön, morgen nachmittag kommen wir.“

★

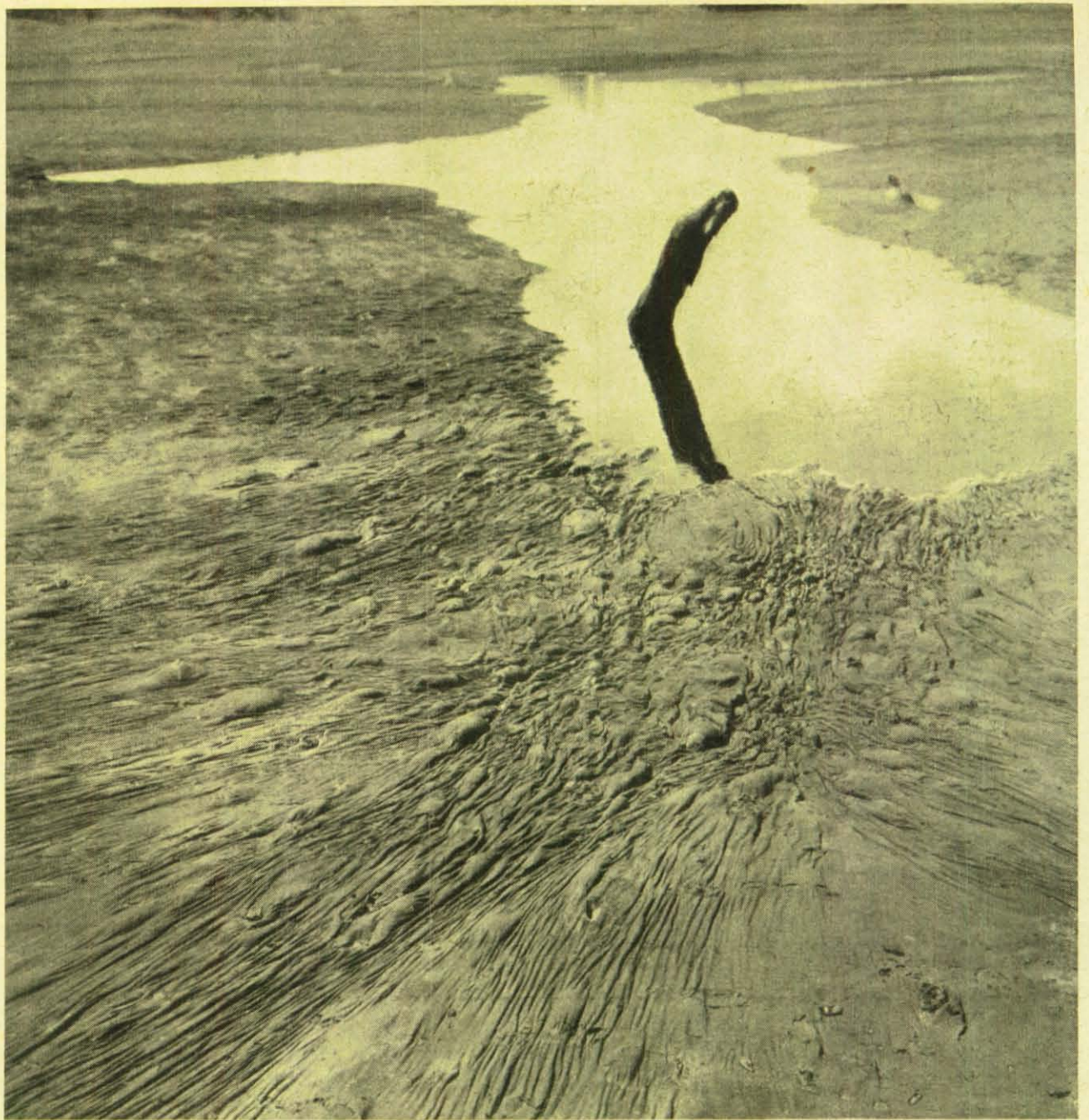
Die Gastüren schließen sich hinter Horst und Elisabeth. Zwei Stunden ließen sie sich im Wohnberatungsinstitut von Rainer Wolff herumführen, sahen und hörten viel. Nun wissen sie einigermaßen Bescheid.

„Netter Mann, dieser Herr Wolff“, sagt Horst und schiebt seine Hand unter Elisabeths Arm. „Ich habe ihn zu Sonntag eingeladen. Da kann er sich unsere Wohnung an Ort und Stelle ansehen.“ Elisabeth sieht ihm froh in die Augen. Dann heben beide gleichzeitig den Kopf. Auf dem Dachfirst hat sich eine Amsel niedergelassen und beginnt fröhlich zu singen.



Der See der toten Seelen

Der Sage nach soll an der Stelle, an dem sich der Asphaltsee von Trinidad befindet, früher ein großes Indianerdorf gestanden haben. Als die Bewohner dieses Dorfes von einem Kriegszug gegen eine benachbarte Siedlung erfolgreich heimkehrten, jagten sie eine große Anzahl bunter Vögel, um sich mit deren Federn für die Siegesfeier zu schmücken. Ohne es zu wissen, sollen sie damit ihre erschlagenen Feinde, deren Seelen in den Tieren weiterlebten, ein zweites Mal getötet haben. Da wurde der Große Geist sehr zornig, und ein gewaltiges Erdbeben verschlang das ganze Dorf mit allem Leben. Keiner kam davon.



Die Ausbeutung des Sees ist denkbar einfach. Mit modernen Maschinen wird der Boden aufgedrückt und in bereitstehende Kippwagen verladen. Bild unten: Früher wurde der Asphalt nur mit Schaufel und Haue sehr mühevoll abgebaut.

Wie die Haut eines Elefanten sieht der Asphaltsee aus der Nähe aus. Baumstämme und Äste, die in den zähen Schlamm hineingeraten, tauchen oft schon nach wenigen Monaten, häufig aber auch erst nach Jahren und Jahrzehnten wieder auf. Die geologische Erklärung für das Entstehen des Asphaltsees auf der westindischen Insel Trinidad ist bedeutend nüchterner als die alte Fabel der Indianer. Durch eine Reihe von Erdbeben, die vor langer Zeit stattgefunden haben, traf ein Schlammstrom mit einem Erdöl- und Gasstrom zusammen. Gemeinsam füllten sie einen erloschenen Vulkankrater aus. Im Laufe von Jahrtausenden verwandelte sich die zähflüssige Masse in den heutigen Asphalt Schlamm. Interessant ist, daß unmittelbar am Rande des Asphaltsees nach Petroleum gebohrt wurde und daß man dabei recht ergiebige Quellen entdeckte, die ausgebeutet werden sollen.



Die zähflüssige Masse, der nach verschiedenen Reinheitsgraden raffinierte Asphalt, wird in die Fässer abgefüllt, um per Schiff in alle Welt verschickt zu werden. Der See hat eine Oberflächenausdehnung von ungefähr einem halben Quadratkilometer und eine Tiefe von etwa 80 Metern. Seit nahezu sechzig Jahren wird das Material kommerziell ausgenutzt.

WAHRE GESCHICHTEN

Engel, fast ohne Fehler

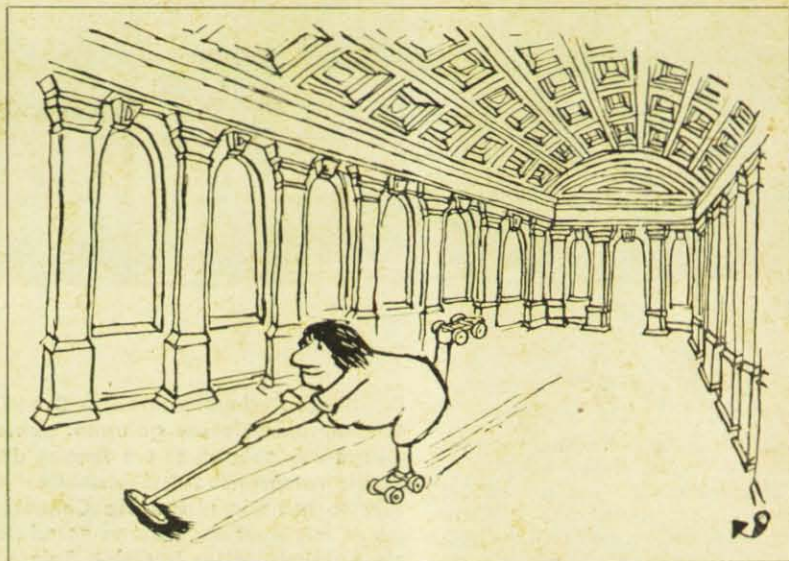
Zu Frühlingsbeginn ist Herbert verlobt gewesen. Mit Fräulein Pola Tody aus New York. Aber bald schon ist die Liebe verweht, die Verlobung gelöst, und nunmehr endlich wagen die Freunde zu fragen, wie denn dies alles überhaupt gekommen sei und warum Herbert ausgerechnet eine Amerikanerin... Herbert seufzt ein wenig, und dann fängt er an zu erzählen: „Sie ist ein Engel“, sagt er, „und — ohne alle kosmetischen Hilfsmittel — das schönste Mädchen der Welt. Sie spricht fließend deutsch, französisch, italienisch und reitet wie der Teufel, schwimmt wie ein Fisch, fliegt wie ein Vogel, malt, strickt, häkelt, stenographiert, spielt Bridge, Tennis und Cello, bezaubert alle Männer mit ihrem Charme, hat in Tokio, Berlin, Paris und Washington studiert, beherrscht die Weltliteratur und die Geschichte, kennt sich in der höheren Mathematik aus wie Leibniz und Einstein, entwirft und näht ihre Kleider selbst, ist gepflegt, zuverlässig, aus bester Familie, sie hat eine Mitgift von 7,9 Millionen Dollar...“

„Halt!“ rufen die Freunde und halten sich die Ohren zu, „und Fehler hat sie natürlich überhaupt nicht, wie?“ „Nur einen einzigen“, sagt Herbert, „sie lügt.“

Der Besessene

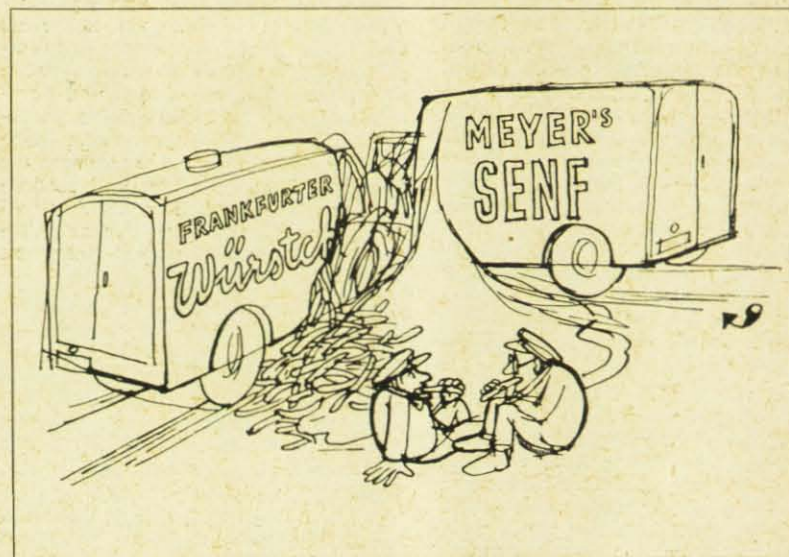
In dem riesigen Laboratorium jagten die elektrischen Entladungen durcheinander... Aufblitzen... Krachen und Splintern... und wieder Aufblitzen... Im hinteren Schutzraum hockten sie dicht beieinander, die Rücken gegen die Felswände gepreßt. Einer sah um die Ecke nach vorn. „Er liegt wieder am Eingang“, sagte er, „und starrt hinaus...“ — „Es ist furchtbar mit ihm“, sagte die Frau des Besessenen und wickelte sich fröstelnd tiefer in ihren Pelz, „ich halte es nicht mehr aus... Es ist einfach Wahnsinn, was er vorhat...!“

Der Besessene hörte nicht das Murmeln hinter sich. Er beobachtete, wie der letzte Blitz durch den Raum zuckte; dann stand er auf und lief auf ein abgesplittertes, flammendes Stück zu...! Viele Tage später, als sie die Ungefährlichkeit einsahen, trauten sich auch die anderen heran. Sie setzten sich um das Neue, sie streckten vorsichtig die Hände aus, wärmten sich und wurden von Wohlbehagen erfaßt. „Es ist etwas Wunderbares“, sagte einer. „Von jetzt ab kann es keine Not mehr geben“, meinte ein anderer. Der Besessene saß in einer Ecke und saugte an seinen Fäusten. Er hatte recht gehabt; sein Nachdenken, seine zahllosen Versuche und seine Schmerzen waren nicht umsonst gewesen. Das erste Feuer war in der Höhle der Menschen...



AM ANGELHAKEN

Kleine Episoden ohne Worte
gezeichnet von Hans Fischer



Komisch, nicht?

Vorsorglich

McNepp hat geheiratet. Er tat es, damit die Schottenwitze nicht aussterben. Am ersten Tage seiner jungen Ehe fühlt er sich daher veranlaßt, seiner jungen Frau eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Er geht hin und kauft für zehn Pfennig Bonbons, die er ihr großzügig überreicht:

„Hier, Liebling, nimm dir ruhig einen heraus! Die anderen hebst du dann auf für unsere lieben kleinen Kinderchen!“

Unter Männern

Eine große Frauenorganisation in San Franzisko hatte den Sänger Mario Lanza um ein Konzert gebeten. Der Beifall wollte kein Ende nehmen, und

die Vorsitzende der Vereinigung, eine stattliche Dame mit erstaunlichem Bart auf der Oberlippe, geriet so in Ekstase, daß sie den Sänger immer und immer wieder küßte.

Nur mit Mühe und Not konnte sich Mario Lanza von dem Koloß befreien. Er japste: „Aber, meine Dame, unter Männern reicht man sich doch einfach die Hand!“

Beistand

Gleich als die Maschine stieg, merkte die Stewardess, daß es der alten Dame auf Platz vier anscheinend nicht wohl war. Also ging sie zu ihr, nahm ihre alten Hände in die ihren und wich nicht von ihrer Seite, bis die Flughöhe erreicht war.

Als dann die Maschine ruhig dahinflog, sagte die alte Dame:

„So, liebes Kind, wenn Sie sich beim Landen auch wieder fürchten, kommen Sie nur, ich halte dann wieder ihre Hände!“

Leere Drohung

Es war höchste Zeit. In zwei Minuten mußte der Bus kommen.

„Nimm doch bitte meine Schuhe zum Schuhmacher mit, Walter!“ rief Frau Fiedler ihrem Mann zu und klemmte ihm ein Paketchen unter den Arm.

Unterwegs verlor er den Bogen — also nahm er die Schuhe einfach so. Und damit winkte er seiner Frau grimmig zu, als der Bus an seinem Hause vorbeifuhr.

„Meinen Sie, daß das hilft?“ fragte ihn ein anderer Fahrgast.

„Was?“ wunderte sich Walter.

„Nun“, lächelte der andere, „ich habe meiner Frau auch einmal die Schuhe weggenommen, aber sie ist trotzdem fortgelaufen!“

Nicht zum Ansehen

Heinz Rühmann und Walter Giller saßen als Zuschauer in der Operette. Heinz Rühmann amüsierte sich köstlich, während Giller fortwährend jammerte.

Als das Ballett auftrat, war es nicht mehr zum Aushalten.

„Was ist denn los?“ zischte Rühmann zu dem Störenfried hinüber.

„Ich kann's nicht sehen, ich kann's nicht sehen!“ lamentierte dieser.

Jetzt riß Heinz Rühmann der Geduldsfaden. „Ja, wenn du's nicht sehen kannst“, brauste er auf, „warum bleibst du dann nicht zu Hause?“

„Es steht eine Säule davor! Es steht eine Säule davor!“

Philip Wylie:

SIE KAMEN IN DER DÄMMERUNG

Alle Rechte der deutschen Übersetzung
bei Verlag Schimmelbusch & Co., Bonn

9. Fortsetzung

Lenore fiel diese Atmosphäre auf die Nerven, sie wollte lieber ein Stückchen Himmel sehen. Das gelang ihr nur, indem sie sich im Sessel ein wenig herunterrutschen ließ und die Augen nach oben verdrehte. Übrigens liebten die Friseurinnen das nicht, denn es verzögerte das Trocknen. Aber sie hatte nun wenigstens ein Stückchen blauen Himmel vor Augen; eine dicke, prall mit Schnee gefüllte Wolke segelte langsam ins Blickfeld. Das Ganze war eine hübsche, kleine winterliche Skizze von Green Prairie — aber vor allem rührte es sie an, zu sehen, wie die Himmelsbläue langsam, Stück für Stück von der dicken Wolke verschlungen wurde. Genauso sah es in ihrem Innern aus: Stück für Stück schwand das Gefühl der Freiheit und Selbstachtung, und auch in ihr wurde es dunkel und wolkenverhangen. Und dabei bohrte und nagte in ihr, genauso beharrlich wie das Summen der Trockenhaube, der bedrückende Gedanke, daß alles nur geschah, weil sie selbst es so wollte, und daß sie in sich selbst die Zauberformel finden müsse, die den dunklen Bann brechen und die Wolken verjagen würde.

Das Brummen in ihren Ohren schien ihr nicht mehr aus dem Apparat zu kommen, sondern irgendwo in ihrem eigenen Kopf zu entspringen; wenn man kurz vor einem Nervenzusammenbruch stand, hatte man gewiß auch dieses Brummen und Säusen in den Ohren. Wohl wußte sie, daß es ein völlig gleichbleibendes, monotones Summen war, aber ihr schien es auf und ab zu steigen, einmal lauter, einmal leiser zu werden. Natürlich lag das an ihrem Gehör, an ihren Nerven, die nicht gleichmäßig reagierten. Tiefer unten, in Höhe des Horizontes, hatte der Himmel zwischen den hohen Gebäuden die blaßblaue Färbung eines Aquamarins, hoch oben aber leuchtete er kobaltblau wie die Rückenfederchen eines Eisvogels. Das war nun bestimmt keine Sinnestäuschung, dachte sie, die Verschiedenheit der Farbtöne war wirklich und echt.

„Francine“, rief sie, und es ging ihr dabei durch den Sinn, was Aubrey in seiner Vornehmtheit wohl mit so soliden Namen wie Lizzie, Edna oder Dot anginge, um sie französisch klingen zu lassen — „Francine, meine Nägel sind trocken genug, Sie können gleich noch einmal auftragen, ich habe es eilig.“

Francine kam gehorsam angeschossen und hockte sich wohlgezogen neben Lenore.

Das neue Cocktail-Kleid war aus dem Grand Salon de Couture in der zweiten Etage heraufgeschickt worden. Lenore konnte es also gleich anziehen, beim Einkaufen würde ja der Nerzmantel das kostbare Kleid verdecken. Gegen ein halb sechs mußte sie beim Ritz-Hadley vorfahren, zu Thelma Emersons Party. Alles würde wieder einmal da sein, auch Kit würde kommen. Ach, im Grunde würde niemand da sein — zählten sie denn überhaupt?

Sie rückte sich unruhig im Sessel zurecht, Kopfweh hatte sie, und das würde noch schlimmer werden, wenn sie sich nachher durch das gräßliche Menschengewühl hindurchdrängen mußte. Noch schlimmer würde es im Hadley sein, unter dem weichen gedämpften Licht. Die Frauen würden sich wieder gegenseitig anstarren, um

Die beiden Schwesternstädte Green Prairie und River City, beiderseits des Green-Prairie-Flusses gelegen, gehören zusammen, unterscheiden sich aber wesentlich, sobald es um Fragen des Luftschutzes geht. Während in Green Prairie vorsorglich Luftschutzmaßnahmen getroffen werden, geschieht in River City so gut wie nichts. Die Conners in Green Prairie haben sich dem Luftschutz mit Haut und Haaren verschrieben. Allen voran Vater Henry, der sich als Abschnittsleiter betätigt. Sein jüngster Sohn Ted unterstützt ihn darin. Charles, der älteste Sohn, dient bei der Luftwaffe und ist Lenore Bailey, der Nachbarstochter, zugetan, die auch beim Luftschutz mitwirkt. Lenore liebt Charles. Dennoch entschließt sie sich, Kit, den reichen Sohn der Bankbesitzerin Minerva Sloan, zu heiraten, weil sie ihren Vater, der Geld veruntreut hat, vor dem Gefängnis bewahren möchte. Weihnachten kommt heran. Kurz vor dem Fest machen die Conners — ihre kleine Tochter Nora muß einer Erkältung wegen zurückbleiben — einen Verwandtenbesuch in River City. Dort erreicht Henry Conner die Nachricht, daß feindliche Bomberverbände eingeflogen sind. Er muß sofort weg. Charles übernimmt es, seine Verwandten auf den Ernst der Lage hinzuweisen. Während sich die kleine Nora in der Stadt herumtreibt, fängt Ted Conner mit seinem Funkapparat eine Hiobsbotschaft nach der anderen auf. Charles, der zum Fliegerhorst zurückgekehrt ist, findet alles in höchster Alarmbereitschaft vor. Lenore Bailey sitzt indes recht unlustig in Aubreys Schönheitssalon unter der Trockenhaube.

festzustellen, wie die andere sich diesmal herausstieß, und die Männer, die starrten ja sowieso. Man würde auf überfüllten Tanzflächen zu tanzen versuchen. Nach drei Martinis würden die Kopfschmerzen sich in einen Winkel des Gehirns verziehen — bis morgen früh. Zum Schluß würde sie wahrscheinlich einen Handschuh und ihr Taschentuch verlegt und alle Papiertaschentücher aufgebraucht haben, und Kit würde mit dem seinen einspringen müssen. Und von der Küsserei unterm Mistelzweig mit Hinz und Kunz würde ihr Lippenstift verschmiert sein, und sicher würde sie beim Einsteigen zwischen Wagen und Bord-schwelle auch noch die Schuhe verlieren, sie kannte das alles bis zum Überdruß. Als Endergebnis war dann die ganze Schönheit zerrupft und zerfleddert von der wahnsinnigen Anstrengung, die es kostete, sich in der Vorfreude auf das Fest einmal richtig zu amüsieren.

Am liebsten hätte sie laut losgeweint. Aber Tränen bei Aubrey? Nicht für eine Million Dollar — die sie zweifellos ja nun bald mehrfach besitzen würde. Nein, geweint wurde nicht, nirgendwo! Sie und niemand anders machte sich ihr eigenes Bett, sie würde nun auch darin liegen müssen.

Die Verwirrung der Gefühle, die sie jeden Tag neu überkam und die Empfindung, hilflos in der Falle zu sitzen, waren gewiß nichts anderes als Reaktionen, die für ein junges Mädchen normal und verständlich waren. Man müßte auch so sachlich über die Liebe denken können wie die Mutter; der war das Animalische — und etwas anderes kannte sie nicht — angenehm und nützlich. Zwar würde dann auch Kit — und alles was Kit darstellte — noch kein ritterlicher Held, aber umgekehrt brauchte man dann in einem

„Entschuldigen Sie bitte, Miß Bailey“, sagte Aubrey dicht an Lenores Ohr, „ein Anruf für Sie. Es tut mir sehr leid, Sie zu stören. Wer am Apparat ist, weiß ich nicht, jedenfalls ist man aber sehr unhöflich. Ich soll Ihnen ausrichten, Ihr Abschnitt sei am Telefon wegen einer Sendung von gelbem Material. Es sei sehr dringend.“ — Lenore wandte sich verblüfft zu ihm um: „Aber das ist doch völlig unsinnig — Augenblick mal!“ Denn natürlich war es gar nicht so sehr unsinnig. Sie lief zur Telefonzelle.

ritterlichen Helden nichts anderes mehr zu sehen als den Mann, als ein großes, häßliches Tier, bestenfalls als Clown. Für Netta waren Männer Gebrauchsartikel, eine niedere Menschenart in Hosen. Aber für Lenore, mochte sie sich darum bemühen wie sie wollte, blieb immer noch einer, der sich da nicht einordnen ließ. Ach, Charles, dachte sie, mein Charles!

Der Name machte ihr Herz ganz warm und lebendig. Sie hörte ihn im Gebrumm der Haube mitklingen: Char-

les, ach Charles! Ihre Augen, die noch immer auf das verschwindende Blau gerichtet waren, begannen zu leuchten, die Brust dehnte sich und die Lippen öffneten sich; sie atmete schneller, als hätte der Rhythmus der summenden Haube ihrem Blut den Takt angegeben, den schnellen Takt eines liebenden Herzens. Erschrocken fuhr sie zusammen, als Francine plötzlich in ihrer Arbeit innehielt und ganz leise und schüchtern sagte: „Sie Glückliche!“ Dabei drückte das Mädchen leidenschaftlich ihren Arm, und ihre Augen spiegelten Lenores eigenen freudigen Ausdruck wider. Lenore schaute in das hübsche, etwas gewöhnliche Gesichtchen. Sie konnte den Gedanken nicht unterdrücken: wie gut würde sie doch zu Kit passen! Sie sprechen die gleiche Sprache. Aber es hätte ihr leid getan, das Mädchen zu kränken, so lächelte sie freundlich und sagte mit einem kleinen Seufzer: „Ja, nicht wahr, ich bin ein Glückspilz, Francine.“ Daß sie sich auf die Lippen beißen mußte, brauchte das Mädchen nicht zu sehen.

Plötzlich und unerwartet riß das Gebrumm ab. Eine Stunde lang hörte Lenore nur das Geschnatter der Damen und als leisen Unterton das Summen der anderen Hauben. Dicht an ihrem Ohr ertönte jetzt Aubreys Stimme: „Entschuldigen Sie bitte, Miß Bailey, ein Anruf für Sie. Es tut mir sehr leid, Sie zu stören. Ich habe mein Bestes getan und habe gesagt, Sie würden zurückrufen und man sollte mir Namen und Telefonnummer geben. Wer am



Apparat ist, weiß ich nicht, jedenfalls ist man aber sehr unhöflich. Ich soll Ihnen ausrichten, Ihr Abschnitt sei am Telefon wegen einer Sendung von gelbem Material. Es sei sehr dringend."

Lenore wandte sich verblüfft zu ihm um: „Aber das ist doch völlig unsinnig — Augenblick mal!“ Denn natürlich war es gar nicht so unsinnig. Schleunigst kroch sie unter der Haube hervor, strich sich eben übers Haar und rannte zur Telefonzelle: „Ja? Hier Lenore Bailey.“

„Na, Gott sei Dank!“ Die Stimme klang tonlos und sachlich. „Haben wir eine Mühe gehabt, dich aufzutreiben! Hier ist Beatrice Jeffrey, Lenore. Wir haben“ — die Stimme sank zum Flüsteren herab — „Alarmstufe Gelb. Schon eine ganze Weile.“

Lenore stammelte: „Ausgerechnet heute? Lieber Himmel, sie können uns doch nicht heute — oder sag mal, es ist doch nicht etwa ernst?“

„Verdammt ernst“, sagte Beatrice, „so ernst, daß ich keine Zeit habe, deine Rückfrage abzuwarten. Komm schleunigst herüber, mein Schatz!“ Ein leises „Klick“, und die Leitung war tot.

Lenore legte langsam auf. Eine halbe Minute stand sie noch regungslos in der Zelle, die Hand auf dem lilafarbenen Telefonapparat. Nun brauchte sie nicht zu Thelma Emersons Party zu gehen! Bei diesem Gedanken fiel ihr ein Stein vom Herzen, sie war so erleichtert, daß sie ganz vergaß, warum sie nicht zu gehen brauchte. Ein starkes Glücksgefühl erfüllte ihr Herz, ein Strom von Freude durchrieselte sie wie seit langer, langer Zeit nicht mehr.

Mein Gott, dachte sie atemlos, daß ich ihn so hasse! Und mit einem solchen Haß im Herzen heiraten? Daß mir das gar nicht zu Bewußtsein gekommen ist! Aber jetzt weiß ich es. Nur Mom und Dad, die Armen, wie werden sie mir böse sein!

Die Gedanken wirbelten durch ihr Hirn, ihr wurde wirr und schwindlig, als säße sie in der Achterbahn auf der Schwaneninsel und sauste in rasender Fahrt nach oben, um im nächsten Moment aus schwindelnder Höhe abzustürzen. Das alles dauerte nur eine Sekunde, dann gewann ihr geschulter Verstand die Oberhand, und das Räderwerk in ihrem Kopf begann wieder richtig ineinanderzugreifen.

Alle diese Frauen, dachte sie und starrte auf Aubreys Kundinnen in ihren zartfarbenen Frisiermüteln, umfächelt von süßlichen Düften und schmalzig-erotischer Musik. Sie wissen nichts. Sie dürfen nichts wissen. Diesmal ist es ganz sicher ernst. Gewiß sind irgendwelche Flugzeuge eingeflogen, vielleicht hat es mit den unseren einen Luftkampf gegeben, vielleicht sind die Luftübungen daran schuld. Vielleicht haben unsere Bomber einen fremden Aufklärer erwischt. Oder — und dieser Gedanke, dieser schreckliche Gedanke kam ihr zu allerletzt — oder es ist tatsächlich ein Angriff, wir sind überfallen worden — Blitzkrieg!

Wie war das noch gleich bei Alarmstufe Gelb? Vertraulich, natürlich, nur für Luftschutzpersonal. Mit voller Ausrüstung antreten! War da noch eine zweite Phase, oder war die aufgehoben worden? Würden die Leute in den Straßen und Läden noch während dieser Stufe gewartet, falls es ernst wurde, als es schon sein mochte? Oder kam das erst bei Rot? Sie konnte sich beim besten Willen nicht mehr erinnern. Alle Pläne, Maßregeln, Geheimcodes waren ständig geändert worden, sie suchte und suchte in ihrer Erinnerung, aber es fiel ihr nur eine wirre Folge von Erlassen und Vorschriften des Bundes, der Staats- und örtlichen Behörden ein, und was nun augenblicklich gültig war, ließ sich nicht herauskristallisieren.

Weitersagen durfte sie es auf keinen Fall. Dieser Grundsatz hatte sich nie geändert. Es könnte eine Panik ausbrechen, vielleicht für nichts und wieder nichts. Es würde schwerhalten, jetzt schnell nach Hause zu kommen.

Sie trat aus der Telefonzelle. Aubrey war nervös — er selbst würde allerdings vornehm „zerstreut“ gesagt haben. Beim Sprechen fuhren die Finger seiner linken Hand unablässig über die Handfläche der rechten: „Meine Liebe“,

flötete er, „Sie sehen ja ganz blaß aus. Er war wohl doch wichtig, wie? Etwa Schlimmes?“

„Weiß nicht“, sagte sie, „aber ich muß sofort weg.“

„Aber Ihr Haar ist doch noch gar nicht trocken“, erwiderte Aubrey, „und auch nicht ausgekämmt.“

„Und mit der linken Hand bin ich noch nicht fertig“, fiel Francine besorgt ein.

Lenore streifte schon den Kimono ab. Sie fuhr mit einem Kamm durch das Haar, zupfte und zog, und rechts und links fielen Nadeln und Klammern herunter. Aubrey protestierte laut und versuchte, ihr den Kamm zu entreißen. Die anderen Frauen wurden aufmerksam und reckten neugierig die Hälsen unter den Hauben hervor, die wie große, umgestülpte Kronen über ihren Häuptern schwebten. Francine wollte helfen, aber Aubrey fuhr sie unfreundlich an und stetzte beleidigt davon.

„Ich ziehe das Kostüm wieder an“, sagte Lenore. „Sie können mir das Kleid nach Hause schicken.“

Francine sagte mit ängstlicher Stimme: „Aber ich weiß gar nicht, ob wir jetzt noch einen Boten bekommen. Heute ist doch Samstag! Und Montag ist schon Weihnachten! Und sie brauchen das Kleid doch sicher noch vor Dienstag.“

Lenore hatte plötzlich einen Einfall, einen merkwürdigen, mitleidigen, gutherzigen und eigentlich ganz unmöglichen Einfall. Sie rannte in den Umkleideschrank, gefolgt von der kleinen Friseurin, ergriff ihre Handtasche, wühlte darin herum und fischte einen Fünf-Dollar-Schein heraus. „Sie wohnen doch draußen in Edgeplains, wenn ich mich recht erinnere, nicht wahr?“

„Ja, aber ich bin erst in zwei Stunden frei.“

Lenore drückte dem Mädchen den Schein in die Hand. „Ich werde gleich mal mit Aubrey sprechen. Vielleicht erlaubt er, daß Sie mir das Kleid hinausbringen, und zwar bald. Dann können Sie gleich nach Hause.“

Francine strahlte: „Oh, da könnte ich ja beim Baumputzen helfen!“

Lenore zog gerade den Rock über den Kopf: „Gewiß“, murmelte sie. Im Grunde war es ihr ganz egal, was Francine tat und was alle Mädchen taten, die Francine glichen. Es ging sie nichts mehr an. Kit konnte sie haben, wenn er wollte. Kein Kit spielte mehr eine Rolle, und Francine sollte sich nur von Herzen an den Freuden des Lebens weiden, die man kaufen konnte, und nach denen sie offenbar so stark verlangte, daß kein Platz für Weisheit in ihrem Herzen war. Schließlich war es das einzige, was man für Menschen ihres Schlages tun konnte: sie zur Erfüllung ihrer Wünsche verurteilen — den Preis, ob hoch, ob niedrig, würden sie allerdings selbst zahlen müssen.

Lenore stand vor Aubrey und streckte ihm einen Zwanzig-Dollar-Schein entgegen: „Frohes Fest, Aubrey!“ Ihr nachtdunkles Haar lag wie eine Mähne um ihre Schultern, ihre dunkelblauen Augen strahlten, und ihre schmalen Finger bebten: „Hören Sie, Aubrey, Sie müssen Francine jetzt gleich gehen lassen, sie soll mein Kleid zu mir nach Hause bringen! Bitte, Aubrey, ja?“

Er sah mit hilflosem Ausdruck auf seine zahlreichen Kundinnen. „Ich habe doch sowieso schon zu wenig Personal. Wir können es gar nicht schaffen —“

„Aber Sie tun mir einen ganz besonderen Gefallen! Ich brauche das Kleid unbedingt. Morgen esse ich bei Minerva —“

„Es geht aber nicht, Miß Bailey. Ich kann doch unmöglich —“ Doch der Schein steckte schon in seiner Tasche.

Draußen piff der Wind scharf durch die Straßen. Von allen Seiten klingelten die Glöckchen. Lenore stellte den Mantelkragen hoch. Die Kälte war wie ein eisiger Guß; ihre Erregung legte sie sofort. Wunderbar rührselig, dachte sie, Aubrey zu bestechen, damit Francine früher heimkam. Ich muß mich zusammennehmen, ich Schafskopf.

Sie fühlte, wie sie wirklich ruhiger wurde.

Aber fünfundzwanzig Dollar, ich bin ein Trottel!

die kleine



ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

ZB

die kleine

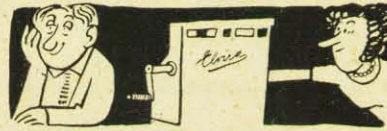
ZB

die kleine

ZB

Säugling

Aus einer staatlichen Klinik in Kairo war ein neugeborener Knabe spurlos verschwunden. Er konnte trotz aller Anstrengungen nicht gefunden werden. Der Vater verklagte den Staat auf 6000 DM Schadenersatz. Die Klage wurde mit der Begründung abgewiesen, daß ein Neugeborenes, selbst wenn es männlichen Geschlechts sei, keinerlei Wert repräsentiere. Ein Knabe werde erst wertvoll, wenn er für seine Familie arbeiten könne. Da der Kläger bereits sechs Knaben besitze, sei die Klage um das Verschwinden seines Neugeborenen nicht berechtigt.



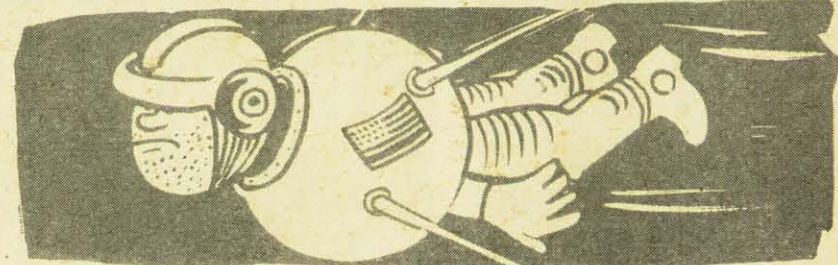
Ablenkung

Vor dem Schaufenster eines Ladens in einer wenig belebten Straße von Union Springs im US-Staat Alabama zog eine junge Frau ihren Rock aus. Verklärt sah der Ladenbesitzer zu. Als er sich wieder gefaßt hatte, bemerkte er, daß mittlerweile die Ladenkasse von zwei Kundinnen geleert worden war. Die Rockauszieherin hatte sich inzwischen auch davongemacht.



Immerhin

Verbittert beschwerte sich der wegen Raubüberfalls zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilte Joseph Linus Hall darüber, daß man ihm bei seiner Einlieferung ins Gefängnis von Richmond, der Hauptstadt von Virginia, seinen Homburg und den eleganten grauen Schlips gestohlen habe. „Ich brauche die Sachen ja vorerst nicht“, meinte er, „aber ich hasse solche Unehrllichkeit.“



Satelliten-Freiwillige

Schon mehrere Verbrecher, die in amerikanischen Gefängnissen in Haft sitzen, haben erklärt, sie möchten freiwillig im ersten bemannten „Sputnik“ der USA den Erdball umkreisen. Das erklärte Justizminister William Rogers vor einer New Yorker Pfadfinderversammlung. Er fügte jedoch hinzu, die „schweren Jungen“ hätten lieber früher darüber nachdenken sollen, wie man der Gesellschaft nützen könne.



Tierfreunde

Geschieden wurde ein Ehepaar in Chicago. Den von beiden Kontrahenten heiß geliebten Hund sprach der Richter der Frau zu. Der Mann darf ihn zweimal in der Woche besuchen.



Peter legt Eier

Die Pythonsschlange Peter, die bisher für ein Männchen gehalten wurde, offenbarte im Zoo von Fort Worth (Texas) ihr wahres Geschlecht. Mit 50 Eiern, die sie in den warmen Sand ihres Käfigs legte, wurde sie zum Weibchen und soll nun auf den Namen Patricia umgetauft werden. Die Pythons gehören zu den größten Riesenschlangen der Welt.

Rassestolz

Die Gründung einer sich über die ganzen USA erstreckenden Indianer-Organisation erstreben die amerikanischen Rothäute. Der Verband soll politische Aufgaben erfüllen und u. a. alle Bestrebungen in Richtung auf eine freiwillige Rassetrennung fördern.

Explorer-Cocktail

Prompt nach dem Start des ersten amerikanischen Erdsatelliten ist auch schon ein Cocktail da, der seinen Namen „Explorer“ trägt. Ein New Yorker Mixer hat ihn herausgebracht. Stolz erklärte er, warum er das Getränk so benannt hat: „Trinke drei davon, und du drehst dich acht Tage lang im Kreise.“

Opfer des Alkohols

Unter dem Einfluß von Alkohol standen 55 Prozent aller Autofahrer, die im vergangenen Jahr in New York bei Verkehrsunfällen ums Leben gekommen sind. Diese erschreckende Zahl verrät eine Statistik der Polizei. Weiter heißt es darin, daß die 38 Fahrer zwei Fußgänger und fünf Fahrgäste mit in den Tod genommen haben. 29 Personen wurden von ihnen verletzt.

Vergeblich

Einen „verlorenen“ Staubsauger sucht der Handelsvertreter Peter McRash in Sydney mit Hilfe einer Zeitungsanzeige. Er hat das Gerät einer Hausfrau zum kostenlosen Ausprobieren überlassen. Jetzt weiß er nicht mehr, wer die Frau war und wo sie wohnt.

„Kleines“ Trinkgeld

Ein Märchen glaubte der Taxifahrer Bruno Del Carlo zu erleben, als ihm ein Kunde erst einen Scheck über 50 Dollar (210 DM) gab und ihn dann fragte, was er sich noch wünsche. Del Carlo wollte eine eigene Taxi-Gesellschaft

gründen, es fehlten ihm jedoch noch 5000 Dollar, wie er freimütig bekannte. Der Kunde zückte wiederum sein Scheckbuch und füllte einen Scheck in der gewünschten Höhe aus, den er dem verblüfften Fahrer übergab. Der Kunde war Korvettenkapitän Jesse Kenworthy, der den Untergang des amerikanischen Luftschiffes „Macon“ und die Bombardierung des Schlachtschiffes „Oklahoma“ in Pearl Harbour überlebt hatte.

Skelett

Von einem unbekanntem Dieb wurde aus dem Anatomie-Saal einer Volkshochschule in Stockholm ein menschliches Skelett entwendet. Nach einigen Tagen fand man den Ubeltäter, der aus dem bleichen Gebein eine Tischlampe basteln wollte. Später hat er jedoch die Untat bereut und den Knochenmann an einen Bekannten verkauft. Beim Verhör gab der Dieb zu, daß der Transport des Skelettes mangels geeigneten Verpackungsmaterials schwierig gewesen sei.

Mars-Moos

Flechten und Moosarten, wie sie auf dem Planeten Mars vermutlich existieren könnten, werden auf einer internationalen Blumen-Ausstellung in New York gezeigt. Nach längeren Untersuchungen der klimatischen Bedingungen auf unserem Nachbarplaneten ist diese Auswahl niederer Pflanzen von namhaften Wissenschaftlern getroffen worden.

Sie drängte sich mühsam durch das Menschengewühl auf der Central Avenue. Immerhin, wenig für ein Menschenleben. Daß der Aubrey Geld annimmt, das hätte ich auch nicht gedacht. — Was ist denn nur mit mir los? Wie komme ich dazu, mich ausgerechnet jetzt so glücklich und erlöst zu fühlen? Ach, Charles!

In der Garage mitten in der Stadt, in der die Baileys ihren Wagen immer unterstellten, standen schon etwa fünfzig Frauen und noch einmal halb so viel Männer herum und warteten auf ihre Wagen. Sie traten vor Ungeduld, und weil der Zementfußboden eisig war, von einem Bein aufs andere, während ein Wagen nach dem anderen an der Rampe vorfuhr. Lenore war entsetzt. Es würde zwanzig bis dreißig Minuten dauern, bis ihr Ford an der Reihe war. Und man hatte sie schon so lange gesucht.

Wie lange wohl? Keine Ahnung. Seit wann war Alarmstufe Gelb? Auch das hatten sie nicht gesagt. Sollte sie den Geschäftsführer suchen und bitten, daß sie bevorzugt abgefertigt würde? Aber von Luftschutz durfte sie nichts sagen, das war ja verboten. Und womit könnte sie ihn sonst noch beeindrucken, da doch bestimmt die Hälfte der hier Wartenden ihr Heil schon mit jeder List und Bestechung versucht hatten?

Sie blickte auf die Straße hinaus. Ein Taxi? Genau so schwierig. Praktisch aussichtslos. Sie zögerte noch und blickte die Seitenstraße hinunter, überall sah sie ein wogendes Meer verummter Menschengestalten, und plötzlich bekam sie Angst. Wo Charles wohl jetzt war? Wo ihr Vater steckte? Die Mutter hatte Hausputz, die war in der Wohnung. Wie eine Antwort auf alle diese Fragen tauchte gerade in diesem Augenblick in der Ferne Nora Conner an der Seite einer Farbigen auf, wenigstens schien es Nora zu sein, denn sie war nur für den Bruchteil einer Sekunde sichtbar. Es trieb Lenore, hinzulaufen und das Kind heimzubringen. Aber es ging nicht, sie hatte Wichtigeres zu tun. Sie stand mit ihrem Parkchein an der Kasse, da sah sie Herrn und Frau Ellinsen in einen Wagen steigen. Falls sie heimfuhren zu ihrem Haus an der Ecke Arkansas-Avenue und Eschenallee, so war ihr geholfen. Sie lief auf das Ehepaar zu.

„Frohes Fest, Lenore. Aber sicher fahren wir heim. Uns langt es nämlich, dieses Gedränge.“

Ein besonders guter Fahrer war Herr Ellinsen sicherlich nicht, aber während er erst versuchte, in der Court-Avenue durch den dichten Verkehr zu kommen und dann in der Flußstraße, verstärkte sich in Lenore mehr und mehr das Gefühl, daß irgend etwas mit dem Straßenverkehr selbst nicht stimmte. Immer wieder versuchten kleinere Privatwagen, aus der Kette der Fahrzeuge auszubrechen, um einen winzigen Vorsprung zu gewinnen, und immer wieder begann ein Fahrer wie wahnsinnig zu hupen und wie ein Polizeiwagen an allen anderen vorbeizuschießen. Sicherlich waren es Leute vom Luftschutz auf eiliger Fahrt zu ihrem Abschnitt. Natürlich waren alle anderen Fahrer außer sich.

„Die Menschen sind heute absolut verrückt“, bemerkte Frau Ellinsen. „Ich habe schon drei Zusammenstöße beobachtet, allerdings keine schlimmen. Aber wenn das so weitergeht, kann nächstens kein Mensch mehr in der Stadt leben!“

Lenore gab keine Antwort.

Ein ganzer Zug Feuerwehr raste mit heulenden Sirenen und schrillum Klingeln durch die vollgestopften Straßen nach Süden.

„Wo mag nur das Feuer sein?“ wunderte sich Frau Ellinsen.

Auch hierauf schwieg Lenore. Wahrscheinlich gab es gar kein Feuer. Bei Alarmstufe Gelb hatte die gesamte Feuerwehr bis auf eine kleine Einsatzgruppe Green Prairie zu verlassen, bis alles vorüber war. Oder bis die Not so groß wurde, daß man sie nicht mehr entbehren konnte. Ebenso würden jetzt alle Ärzte und Krankenschwestern aus der Stadt verschwinden, eine Reihe von Ingenieuren und Technikern und

verschiedene Rote-Kreuz-Gruppen mit ihrer gesamten Ausrüstung.

An der Ecke Arkansas-Avenue und Walnußsteg stieg sie aus, dankte und lief heim. Ein oder zwei Wagen überholten sie unterwegs, sonst war das ganze Viertel wie ausgestorben. Sie begann zu rennen. Bei Conners schien niemand zu Hause zu sein. Dann sah sie im dunkelnden Nachmittagslicht das Bodenfenster leuchten und mußte trotz allem lächeln; Ted saß sicher an seinem Gerät. Er würde ihr bestimmt über den Alarm Bescheid sagen können, und vielleicht wußte er auch, wo Charles jetzt war.

Es wurde ihr schwer, vorüberzugehen, aber es war ihre Pflicht, auf dem schnellsten Wege an ihren Posten zu eilen und sich nicht aus Neugier oder mit Fragen nach dem Verbleib anderer aufzuhalten, und wenn es die liebsten Menschen waren.

Sie riß die Haustür auf: „Mom!“

„Hier bin ich“, rief Netta. Sie ruhte auf dem Diwan, hatte eine Zeitschrift in der Hand, einen Whisky-Soda und Konfekt neben sich, und im Kamin brannte ein gemütliches Feuer. Das Radio lief, und Netta redete wie ein Trommelfeuer auf Lenore ein, die Handschuh, Mantel und Überschuh abwarf. „Das war ein Tag, heute! Ein teuflischer Tag, kann ich dir nur sagen. Die neue Hilfe ist völlig unmöglich. Ich habe gar nicht alles schaffen können, du mußt dein Zimmer morgen selbst saubermachen. Warum bist du denn nicht gleich ins Ritz gegangen? Die Conner-Göre ist mir auch noch ausgerückt.“

„Ich glaube, ich habe sie in der Stadt gesehen.“

Netta richtete sich auf: „Na klar, die ist zu Santa Claus gelaufen, da mache ich jede Wette. Betty sagte, sie sei erkältet. Ich habe nichts davon bemerkt. Hängt mir das Kind auf, und die Göre läuft weg. Man hat mir gesagt, sie habe mich kommen sehen und sich in einem Kanalschacht versteckt. Stell dir das mal vor!“

„Kanalschacht?“

„Ja, da gehen die Schulkinder oft hin, haben sie mir im Gemüseladen erzählt. So ein kleines Biest! In dem neuen Abflußkanal kannst du ganze Straßenblocks weit laufen, bis zum Friedhof und noch weiter. Falls du so ein Idiot bist. Ich tät's nicht für ein Vermögen. Wo ist denn dein neues Kleid?“

Lenore hielt es für besser, ihrer Mutter nichts von ihrer Entscheidung zu sagen. Es war keine Zeit dazu. Und es kam ja auch nicht mehr darauf an, was die Mutter meinte. Sie wußte sowieso, was Netta sagen und was sie alles unternehmen würde, aber auch das war ihr jetzt völlig gleichgültig. So antwortete sie nur: „Mutter, die vom Luftschutz haben mich bei Aubrey angerufen; ich muß sofort hin.“

„Was?“ Frau Bailey sah ihre Tochter verständnislos an. Sie war so verblüfft, daß sie keine Worte fand. „Mutter, bitte reg dich nicht auf. Wir haben Alarm bekommen. Wahrscheinlich hat es nichts weiter auf sich. Vielleicht nur eine Übung, damit sie einmal sehen, wie es funktioniert, wenn wir am wenigsten darauf vorbereitet sind. Aber du weißt ja: Nach Hause! Umziehen! Ab zur Schule! Ich bin sehr in Eile.“

Jetzt hatte Netta begriffen. Sie verstand und blieb ganz ruhig dabei: „Liebes Kind, für so etwas hast du doch jetzt keine Zeit mehr“, sagte sie. „Ich hätte nicht gedacht, daß du so wenig Vernunft hast. Wenn dein neues Kleid nicht fertig ist, dann ziehst du eben das Blaue an. Du kannst es noch sehr gut tragen. Die Haare mußt du dir noch in Ordnung bringen. Aber du hast ja massenhaft Zeit, du kannst dich sogar noch eine Stunde hinlegen, wenn du müde bist. Ein bißchen abgekämpft siehst du schon aus.“

„Mutter, ich fahre in die Schule.“

„Mein gutes Kind, Kit wäre außer sich!“

„Bitte ruf ein Taxi an, ja? Wenn du in den nächsten zwanzig Minuten keines bekommen kannst, so bitte doch irgendeinen von den Nachbarn, daß er mich einfährt, ganz egal, wer.“

„Also jetzt hör mal gut zu, Lenore.

Bis jetzt habe ich mit dieser Luftschutzgeschichte Geduld gehabt. Ich weiß ja, du tust das nur, um mich zu ärgern. Aber du wirst auf keinen Fall wegen einer blöden Übung eine wichtige Party und deine Verabredung mit Kit aufgeben! Laß dir das gesagt sein!“

„Und du laß dir gesagt sein“, antwortete Lenore, „daß es sich ganz offiziell um einen Alarm handelt und daß ich mich zu melden habe. Sobald ich umgezogen bin, gehe ich. Und wenn du etwa versuchen solltest, mich aufzuhalten, dann — also dann muß ich eben die Polizei anrufen.“ Damit ging sie.

Netta überdachte die Lage. Die Hände zitterten ihr, als sie das Glas an die Lippen führte. Sie nahm einen großen Schluck. Wenn Lenore so anfing, war mit ihr gar nichts zu machen, das wußte sie nur zu gut. Sie ging zum Telefon und rief bei Sloans an, aber weder Minerva noch Kit waren zu Hause. So erklärte sie dem Butler, Lenore sei mit schrecklichem Kopfweh heimgekommen und gleich zu Bett gegangen. Sie fühle sich sehr elend, aber es sei nichts Ernstes. Der Butler versprach, die Bestellung auszurichten. Dann wählte sie die Nummer von Thelma Emerson und erzählte ihr die gleiche Geschichte. Unmöglich, Kit oder Leuten vom Schlage Emersons zu erklären, daß Lenore ein wichtiges gesellschaftliches Ereignis und eine Verabredung mit Kit versäumte, um an einer so lächerlichen Pfadfinderübung, wie es der Luftschutz war, teilzunehmen.

Nach kurzem Überlegen wählte sie schließlich doch den Taxiruf. Aber dort lag eine lange Warteliste vor. Also versuchte sie es bei den Davis. Jimmie war am Apparat. Jawohl, er sei gerade beim Schneeschippen, aber selbstverständlich würde er Lenore fahren, wohin sie wollte.

Lenore kam in ihrem weiten gelben Schutzanzug herunter, den Geigerzähler in der Hand. Netta betrachtete sie, Bitterkeit im Herzen, sagte aber nichts. Sie hatte Furcht, zu viel zu sagen, wenn sie einmal anfinge, und einen Streit konnte sie jetzt nicht riskieren, dazu war die Sache zu weit — und zu vielversprechend — gediehen. Wie hätte sie auch ahnen können, daß — nach ihren Begriffen — die „Sache“ in tausend Scherben am Boden lag? Mit kaltem Blick musterte sie Lenores schönen Kopf, der sich überdem unförmigen Kleidungsstück merkwürdig fremdartig ausnahm.

Schon trappten Jimmies Füße auf der Vordertreppe, viermal „trapp“, für jede Stufe einmal. Da stand er, sommersprossig, dicke Handschuhe an den Händen und eine Wollmütze auf dem Kopf und unter der Jacke schaute der Rollpull-over hervor — ein Oberschüler, wie er im Buche steht — und langte nach der Klingel. Lenore riß hastig die Tür auf. Er sagte:

„Was ist denn los?“

„Luftschutz“, gab sie zur Antwort. „Fahr mich bitte zur Oberschule Süd, Jimmie, ja? Tausend Dank!“

Er war sehr galant: „Es ist mir ein Vergnügen! Mutters Trockenplatz kann warten, wenn ich das schönste Mädchen der Welt spazierenfahren darf.“

Lenore lachte ihn freundlich an. Zu Netta gewandt, rief sie: „Paß gut auf dich auf, Mutter.“

Netta grunzte nur. Das war der ganze Abschied.

Stolz auf das schöne Mädchen neben sich im Wagen und auf seine eigenen Fahrkünste, schoß Jimmie los. Es begann zu schneien, die Straße war glatt, aber er kam gut voran.

„Wirklich nett von dir“, sagte Lenore. Sonst sprach sie auf dem ganzen Weg kein Wort mehr, aber Jimmie war glücklich. Es fiel ihm auch nicht besonders auf, als sie bei der Schule hielten. „Dolle Beteiligung“, fand er nur.

Sie nickte und winkte ihm dankend zu. Ihr war schon Verschiedenes aufgefallen. Der Parkplatz war voll. Die Menschen verschwanden eilig im Schulhaus, mehrere Arbeitsgruppen und Abteilungen sammelten sich. Es sah nicht so aus, als geschähe das alles in besonders großer Hast, aber es war so merkwürdig still.

Als sie den Drahtzaun entlang ging, der den Spielplatz einfaßte, kam ihr

diese Stille erst richtig zum Bewußtsein. Niemand schrie den Neuankommenden fröhlich entgegen. Niemand drückte aus lauter Jux auf die Autohupe. Niemand in der großen Gruppe von Freiwilligen erzählte unter lautem Gelächter einen Witz. Alle waren so feiertäglich still. Und als sie durch das Tor trat und auf die Turnhalle zusteuerte, in der die Strahlungsschutz-Gruppe antreten mußte, bemerkte sie, wie bleich jeder aussah.

Da wußte sie, bevor es jemand ihr noch gesagt hatte — jetzt war „Es“ da. Es war soweit.

Und nun erleichte auch sie.

IX

An diesem gleichen Samstagmorgen hatte Minerva einen Zettel in ihrer Tasche gefunden, auf dem vier Personen verzeichnet waren, die unbedingt zu Weihnachten noch bedacht werden mußten. Das ärgerte sie sehr, denn nun mußte sie wegen dieser Geschenke ausgerechnet heute noch einmal in die Stadt fahren und sich in das Gewühl der Menschen stürzen, die ihre Einkäufe auch bis zur letzten Minute aufgeschoben hatten. Natürlich würden die Geschenke sowieso nicht mehr rechtzeitig ankommen, aber sie bekam wenigstens einen Poststempel, der ihren guten Willen beweisen würde.

Wieder war es der alte Willis, der bei dieser Expedition das meiste auszustehen hatte. Denn ihm fiel die unangenehme Aufgabe zu, sich durch den dichten Verkehr zu winden, einen Platz zum Parken ausfindig zu machen — die Polizei drückte allerdings ein Auge zu, was Minervas Wagen betraf — und dann stundenlang in der Kälte zu warten.

Wenn sie nun schon einmal fahren mußte, entschied Minerva, so könnte sie ebensogut in Green Prairie einkaufen. Es war weiter, aber sie schlug zwei Fliegen mit einer Klappe, wenn sie ihren erst für Dienstag vorgesehenen Besuch bei der Bank heute miterledigte.

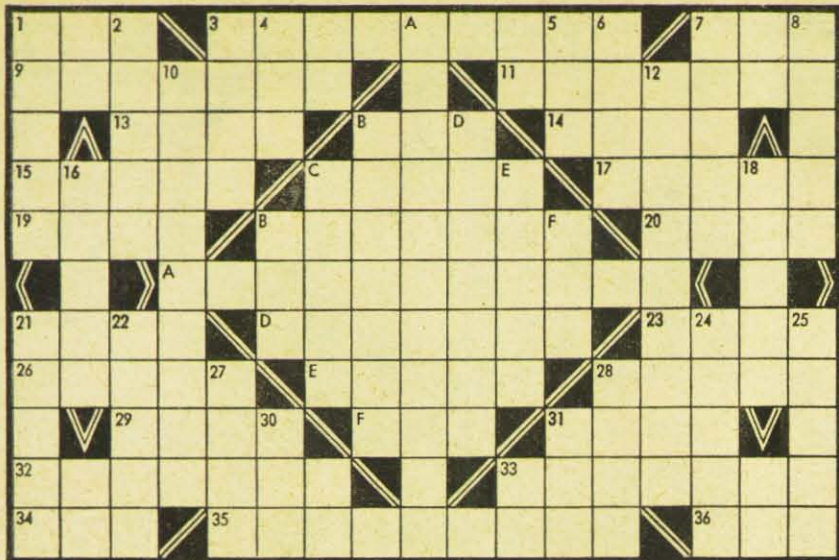
Aber zu ihrem großen Ärger dauerte alles doppelt so lange, wie sie geglaubt hatte. Minerva geriet immer mehr in Zorn. Die Verkäufer waren müde und nicht gerade höflich, es gab fast nur noch Ladenhüter zu kaufen, und der Straßenverkehr stand immer wieder minutenlang völlig still. So verschob sie den Besuch bei der Bank auf den Nachmittag und befahl Willis, sich durch die Frontstraße hindurchzuschlingeln. Die großen Lieferwagen vor den Warenhäusern zwangen zur Zickzackfahrt. Aber gerade diese Geschicklichkeitsprobe brachte wenigstens etwas Bewegung in die lange Kette der Fahrzeuge. Ein paar kleinere Straßen waren schnell durchfahren, und schon war der Wagen auf dem Wickley Heights-Boulevard. Vor der elegant geschwungenen Vorderfront des Ritz-Hadley regelten ein Polizist und ein prächtig aufgeputzter Portier den Verkehr.

Selbst dieses sonst so vornehm ruhige Hotel wimmelte heute von Menschen. Minerva hatte in der „Azteken-Diele“ — das war die Bar — eine Erfrischung zu sich nehmen wollen, aber dort war es knüppelvoll. Wohl hundert junge Leute, Halbwüchsige, Studenten, die Ferien hatten, tanzten zu den ohrenbetäubenden Klängen einer Jazz-Kapelle und sprachen kräftig — und verbotenerweise — alkoholischen Getränken zu.

Die Hitze, die ihr aus dem überfüllten Raum entgegenschlug, ließ Minerva auf der Schwelle umkehren. Sie trank ihren Cocktail auf der Palmenterrasse, einer riesigen Halle, deren sechs Meter hohe Fenster einen weiten Ausblick auf den Hotelpark, die breite Auffahrt, den Fluß und die Slums am anderen Ufer boten. Georges, der Maître d'Hôtel im Empire-Saal, kam eilfertig mit der Speisekarte. Man bat sie zu Tisch, als das Essen serviert wurde, und sie speiste gemütlich an einem der besten Plätze, an einem Fenster mit weinroten Draperien mit dem Blick auf den Golfplatz, das winteröde Schwimmbassin und die Broadmere-Avenue.

(Fortsetzung folgt)

Kreuzworträtsel mit magischer Mitte



Waagrecht: 1. Passionsspielort in Tirol, 3. Großgewerbe, Gewerbefleiß, 7. feierliches Gedicht, 9. Denksportaufgabe, 11. Name zweier Lustschlösser im Park von Versailles, 13. anhänglich, 14. Teil des Weinstocks, 15. Asiat, 17. deutscher Komponist, 19. böses Vorzeichen, 20. Sinnesorgan, 21. Tanzschritt, 23. Lasttier, 26. Alpenlandschaft, 28. großwüchsiger Mensch, 29. Hottentottendorf, 31. Raubtier, 32. Holzplanken, 33. Gebirgsland in Attika, 34. Berg in Graubünden, 35. Strafanstalt, 36. Lebensbund.

Senkrecht: 1. Liebesmuse, 2. Nordosteuropäer, 3. Nebenfluß der Elbe, 4. ungebraucht, 5. geistesgestört, 6. Tierprodukte, 7. See in Karelien, 8. See in Lappland, 10. Beförderung, 12. seltsames Erlebnis, 16. italienische Geigenbauerfamilie, 18. Stadt im Ruhrgebiet, 21. Zimmer, 22. Gebäudeteil, 24. Reihe, Folge, 25. Nebenfluß der Aller, 27. Kindermundtuch, 28. Gebäude, 30. poetisch: Löwe, 31. Fuchshöhle.

Magische Mitte: A. Unfruchtbarkeit, Dürre, B. Schuldner, C. Gliedstaat von Malaija, D. Stadt in Oberschlesien, E. jugoslawischer Kriegshafen, F. selten.

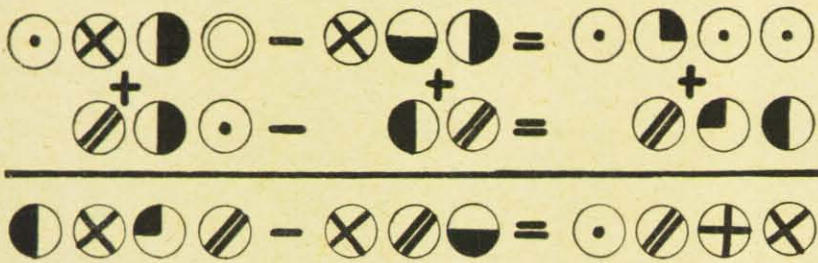
Silbenrätsel

Aus den Silben ak — be — be — bel — ben — bühr — char — die — ein — erd — fest — fran — ga — ge — gui — ham — i — kom — la — le — lin — lot — mach — mer — mi — na — nach — no — on — or — pä — par — rer — ri — sa — se — sen — spi — stik — strud — te — te — tho — ti — tiv — trans — tus — um — un — wael — zieh — zo — zung sind 17 Wörter folgender Bedeutung zu bilden:

- 1. Film- u. Theaterstatist
- 2. Naturereignis
- 3. Frauenname
- 4. Strafporto
- 5. Sprachforschung
- 6. Nebenfluß der Saale
- 7. europäisches Volk
- 8. Sohn des Odysseus
- 9. Handelsbezeichnung für Alkohol
- 10. Vorname der Freundin Goethes (v. Stein)
- 11. Veränderung
- 12. Geschäftsverfahren
- 13. österreichischer Komponist (1843—1922)
- 14. Teilgebiet der Medizin
- 15. Stadt in Nordnorwegen
- 16. der Erste Fall in der Grammatik
- 17. Gesuch

Bei richtiger Lösung ergeben die ersten und siebenten Buchstaben der gefundenen Wörter, von oben nach unten gelesen, einen Luftschutz-Merksatz.

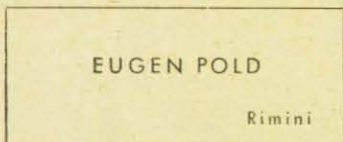
Raten und denken!



Für jede Figur ist eine bestimmte Ziffer zu setzen. Welches sind die Zahlen und Ergebnisse dieser Rechenaufgabe?

Visitenkarten-Rätsel

Welchen Beruf hat dieser Herr?



Rätsellösungen aus Nr. 7

Springrätsel: Die Glocken läuten das Ostern ein in allen Enden und Landen. (Über sieben Felder zu springen.)

Silbenrätsel: 1. Sessel, 2. Orchidee, 3. Raute, 4. Gote, 5. Erzerum, 6. Fohlen, 7. Uran, 8. Emulsion, 9. Ressel, 10. Etamin, 11. Imperativ, 12. Niobe, 13. Ente, 14. Lohe, 15. Usedom, 16. Faktur, 17. Tieppolo. — Sorge für eine Luftschutzhäusapotheke.

Magisches Quadrat: 1. Birke, 2. Ideal, 3. Reuse, 4. Kasan, 5. Elend.
Freude im Frühling: Birke, Borke.

AM KREUZWEG DER VERNUNFT

Fortsetzung von Seite 3

Gebirgsketten könnten mit riesigen Wasserstoffdetonationen gesprengt werden. Damit können Wasserscheiden zerstört und der Lauf von Flüssen verändert werden. Luftströmungen hätten eine neue, freie Bahn und könnten weite Gebiete versteppen.

Wann wird es gelingen, kalte Meeresströme auf ein Land zu lenken, warme Ströme abzuleiten? Europa wird in Kälte verkümmern, wenn der Golfstrom keine Wärme mehr heranbringt.

Werden die Russen einen warmen Meeresstrom umleiten können, um in Nordsibirien mildes Klima zu schaffen? Welchem Land werden sie den warmen Meeresstrom entziehen?

Mit aller Energie wird die Erforschung der Erdpole vorangetrieben. Das Atom-U-Boot Nautilus unternahm eine 1400 Meilen lange Erforschungsfahrt unter das Polareis. Russische und amerikanische Wissenschaftler durchkreuzen die weißen Erdteile. Die Eiskappen der Pole könnten mit Atomkraft oder mit einfachem schwarzem Ruß, der aufs Eis gestreut wird und der die Wärme bindet, abgeschmolzen werden. Das könnte zu Überschwemmungen führen, zur Verlagerung der Erdachse und dadurch zur Veränderung des Klimas am Nord- und Südpol.

Künstlicher Regen kann weite Steppen und Wüstengebiete in fruchtbare Land verwandeln.

Lassen sich Wirbelstürme erzeugen, indem riesige Mengen Öl aufs Meer gegossen und entzündet werden? Die Energie eines Hurrikans ist tausendmal größer als die einer Atombombe. Können Stürme abgelenkt werden?

Was geschieht, wenn eine H-Bombe auf dem Mond zur Detonation gebracht wird. Einige Wissenschaftler sind der Meinung, es passiere gar nichts, andere vertreten die Ansicht, daß der

Mond brüchig sei und völlig auseinanderplatze. Dann würde sich, ähnlich wie beim Saturn, ein Staubring um die Erde legen, der das Sonnenlicht reflektiert und auf der Erde die Nacht zum Tage machte, Ebbe und Flut, das ganze Wachstum der Pflanzen und unser Klima würden sich völlig verändern!



„Jedem das Seine!“

Das Wort „unmöglich“ hat in der letzten Zeit viel an Überzeugungskraft eingebüßt. Die Erkenntnisse, die heute von Wissenschaftlern gewonnen werden, sie können eher, als wir es glauben, unerhörte Folgen haben. Wer hat 1938 gehaut, daß die Erforschung der Atomkerne in wenigen Jahren die Wasserstoffbombe hervorbringen sollte?

Über die Probleme, die wir hier angedeutet haben, werden wir in den nächsten Fortsetzungen eingehend berichten.

Filmwagen mit rotem Blinklicht

Fortsetzung von Seite 7

wie viele Menschen es diesem Umstand verdanken dürfen, daß sie nicht Opfer des Luftkrieges wurden, brachte Bundesinnenminister Dr. Schröder aus Anlaß der ersten Mitgliederversammlung des Bundesluftschutzverbandes am 29. Oktober 1954 in einem Schreiben an Präsident a. D. Sautier zum Ausdruck, das folgenden Wortlaut hat:

„Es erscheint mir daher notwendig, heute festzustellen, daß die Männer und Frauen, die im zweiten Weltkrieg in Deutschland im Luftschutz tätig waren, in ihrer aufopfernden Hilfsbereitschaft Außerordentliches geleistet haben. Ihrem Einsatz ist es zu verdanken, daß zahlreiche Menschenleben gerettet werden konnten. Ihr Verdienst ist es auch, daß in unzähligen Fällen Häuser, Betriebe und Kulturdenkmäler der Vernichtung entgingen. Viele haben ihre Hilfsbereitschaft mit dem Tode besiegelt. Ihnen allen gebührt heute unser Dank und unsere größte Achtung. Die Aufgaben des Schutzes der Zivilbevölkerung treten erneut an uns heran. Vor den Gefahren, die uns umgeben, können wir unsere Augen

nicht verschließen. Überall um uns herum im Westen wie im Osten und in neutralen Ländern wie der Schweiz und Schweden werden Luftschutzmaßnahmen vorbereitet. Auch für die Bundesrepublik ergibt sich die Notwendigkeit eines neuen Aufbaues des zivilen Luftschutzes. Wir können aber dabei die Erfahrungen nutzen, die uns von den Männern und Frauen des alten Luftschutzes zugeführt werden. Diese Erfahrungen werden sich als feste Grundlage beim weiteren Aufbau des Selbstschutzes erweisen.“

Bücher für weltoffene, reife Menschen nur aus dem Spezialverlag! Wenn Sie Interesse haben und Sammler oder Liebhaber sind, uns Ihr Alter und Ihren Beruf angeben und dazu diese Anzeige als

GUTSCHEIN

ausschneiden und uns auf Postkarte oder Ihren Brief geklebt einsenden, bekommen Sie hochinteressante, illustrierte Sonderangebote, Prospekte und Informationsschriften. Internationales Versandhaus Gisela, Stuttgart 1, Postfach 802/268/3

Staatshilfe nach dem Familienheimgesetz und ein Heimbau Sparvertrag ermöglichen auch Ihnen, ein

Familiengerechtes EIGENHEIM

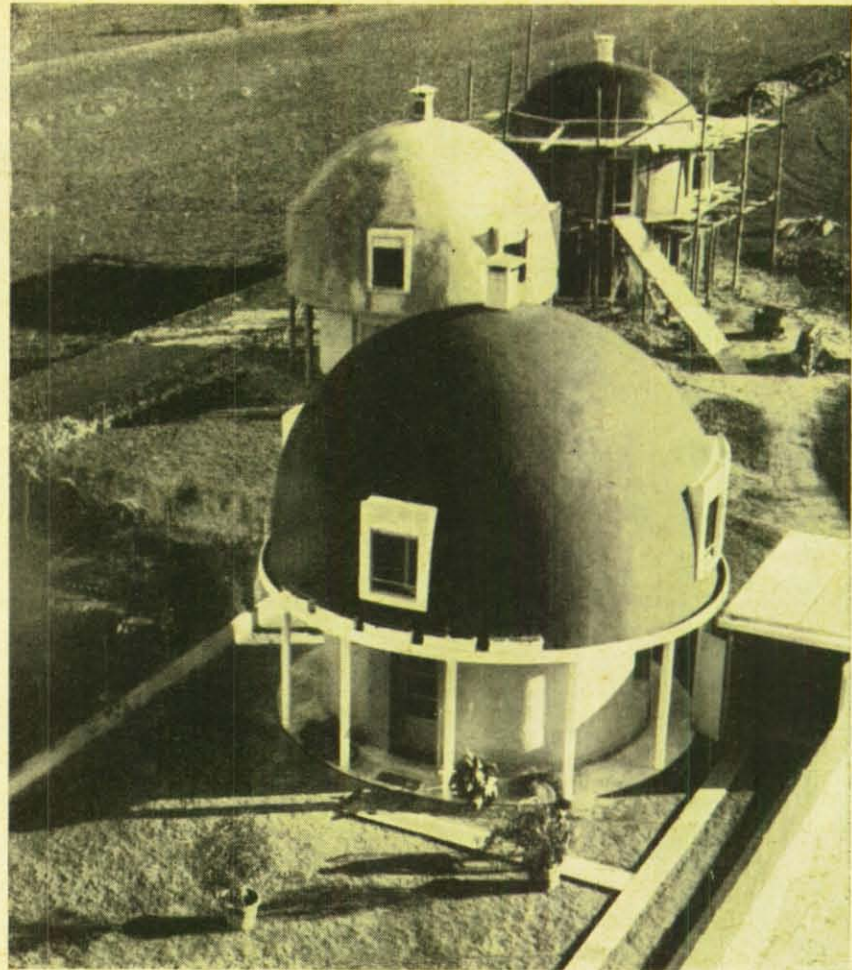
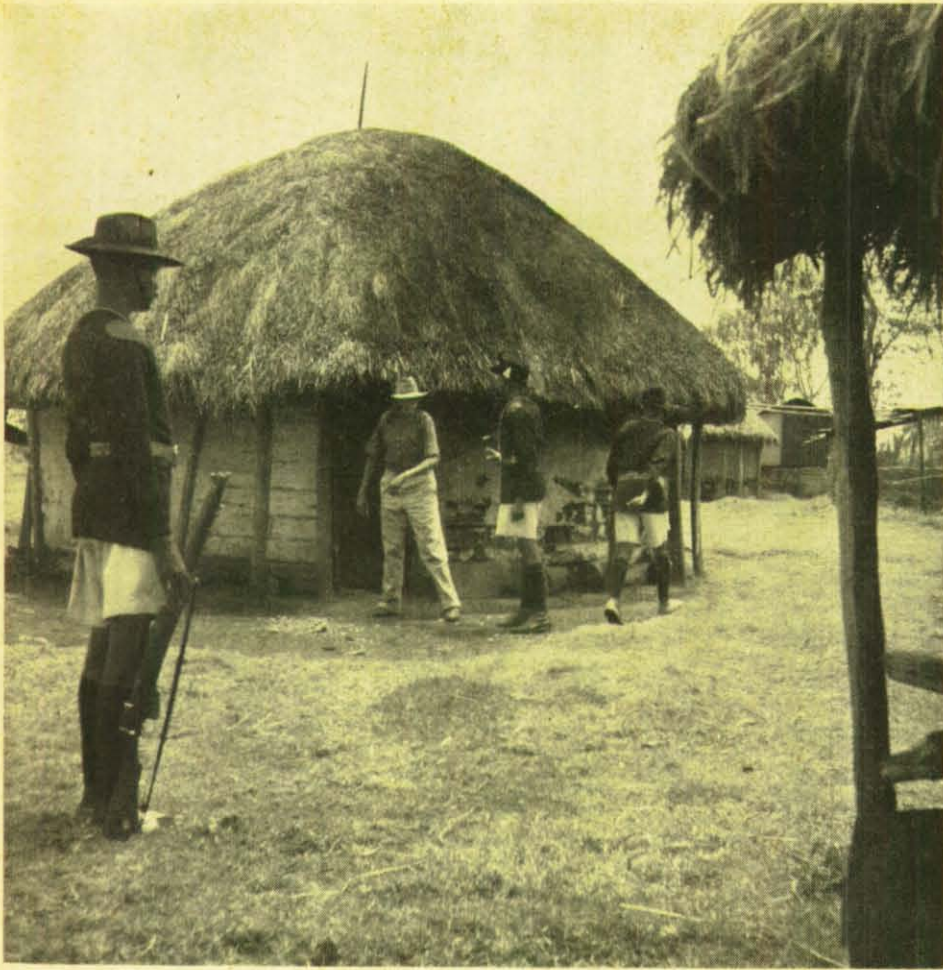
bereits ab 3600.- DM Eigenkapital

— in tragbaren monatlichen Raten — zu erwerben.

Bei Einsendung dieses Gutscheins FH 90 oder Angabe dieser Nummer erhalten Sie unsere drei Bau-Broschüren (leichtverständliche Unterrichtung über das Familienheimgesetz, staatliche Förderungsmaßnahmen und die Geldbeschaffung) und außerdem eine kostenlose, für Sie unverbindliche Fachberatung.

Kundendienst der Bausparkasse Heimbau AG, Köln, Riehler Straße, Heimbauhaus

ZB Illustrierte, Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstr. 39-41, Ruf 2 13 61. Chefredakteur: Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für Zeit-Berichte: Helmut Dohle und Heinrich Deurer. Zeit-Bilder: Dr. Volker Werb. Ziviler Bevölkerungsschutz: Artur Baumann. Redaktion Köln, Merlostraße 10/14, Ruf 7 01 31. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Karl Vater, München 8, Prinzregentenstr. 144, Telefon 44 59 66. Verantwortlich: Georg Vater. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 3 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4, Preis ffrs. 60.— einschließlich Zustellgebühr. Alleinauslieferung für Belgien: Agence et Messageries de la Presse, Bruxelles, Rue du Persil 14A22, Preis ffrs. 7.—. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26, Preis S. 3.50 in Österreich. Bezugsbedingungen: Einzelpreis 50 Pf. Abonnements nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen. Monatlicher Bezugspreis DM 1.08 (zuzüglich Zustellungsgebühr DM 0.06) Beteiligung: Freistaat Bayern 40 Prozent, Otto Georg Königer, Verleger in München, 30 Prozent.



Die Renaissance der Negerhütte Noch vor fünfzig Jahren blickte der weiße Mann mit geringschätziger Miene auf die primitive Bauweise der Eingeborenen herab. Er ahnte nicht, wie schnell der schwarze Mann sich nicht nur in seinem eigenen Land, sondern auch in der Architektur der zivilisierten Völker Geltung verschaffen könnte. Die Europäer hatten sich derart an das rechteckige Wohnhaus gewöhnt, als sei es die einzige von Gott geschaffene Bauform. So schien der italienische Architekt Cavalle mit seinen „Pilzen“, die am Rande Mailands stehen, etwas völlig Neues zu schaffen, und doch war es eine Renaissance (Wiedergeburt) der Negerhütte.

2. FOLGE

Der große Schlager —
Kleines Haus im Grünen

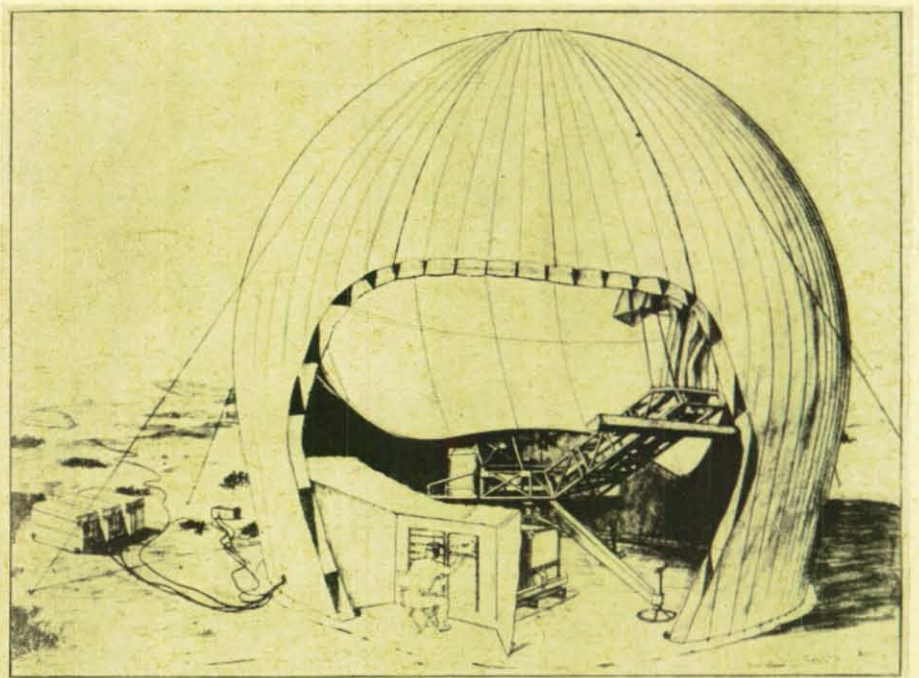
Blüten der Phantasie

Je größer ein Gebäude, je wichtiger seine Stellung im Bild einer Stadt, desto mehr Rücksichten hat ein Architekt zu nehmen. Bei den kleinen, zerstreut liegenden Häusern im Grünen aber kann die Phantasie sich freier entfalten. Ausgefallene Formen werden von der Landschaft isoliert. Ein alleinstehendes kleines Haus braucht sich nicht nach der Stockwerkhöhe eines anderen zu richten. — Noch vor Jahren schien der Wunsch, ein Heim nach eigenem Maß

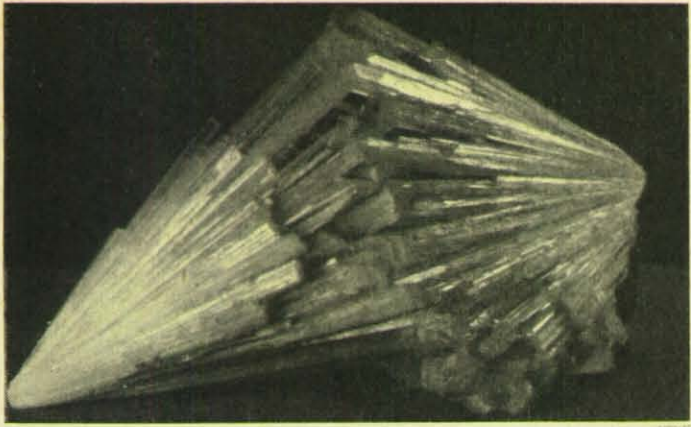
zu bauen, mit der Forderung der Billigkeit, wie sie die Konfektion vorfabrizierter Serienhäuser versprach, in unauflösbarem Widerspruch zu stehen. Die Entwicklung wird zeigen, daß sich, wie beim Anzug, die Konfektion mit niedrigen Preisen und mit einem mannigfachen Angebot durchzusetzen vermag. Ein kleines Haus im Grünen ist nicht nur Erholungsstätte für den luftunrührigen Großstädter, sondern kann im Katastrophenfall auch Zuflucht sein.



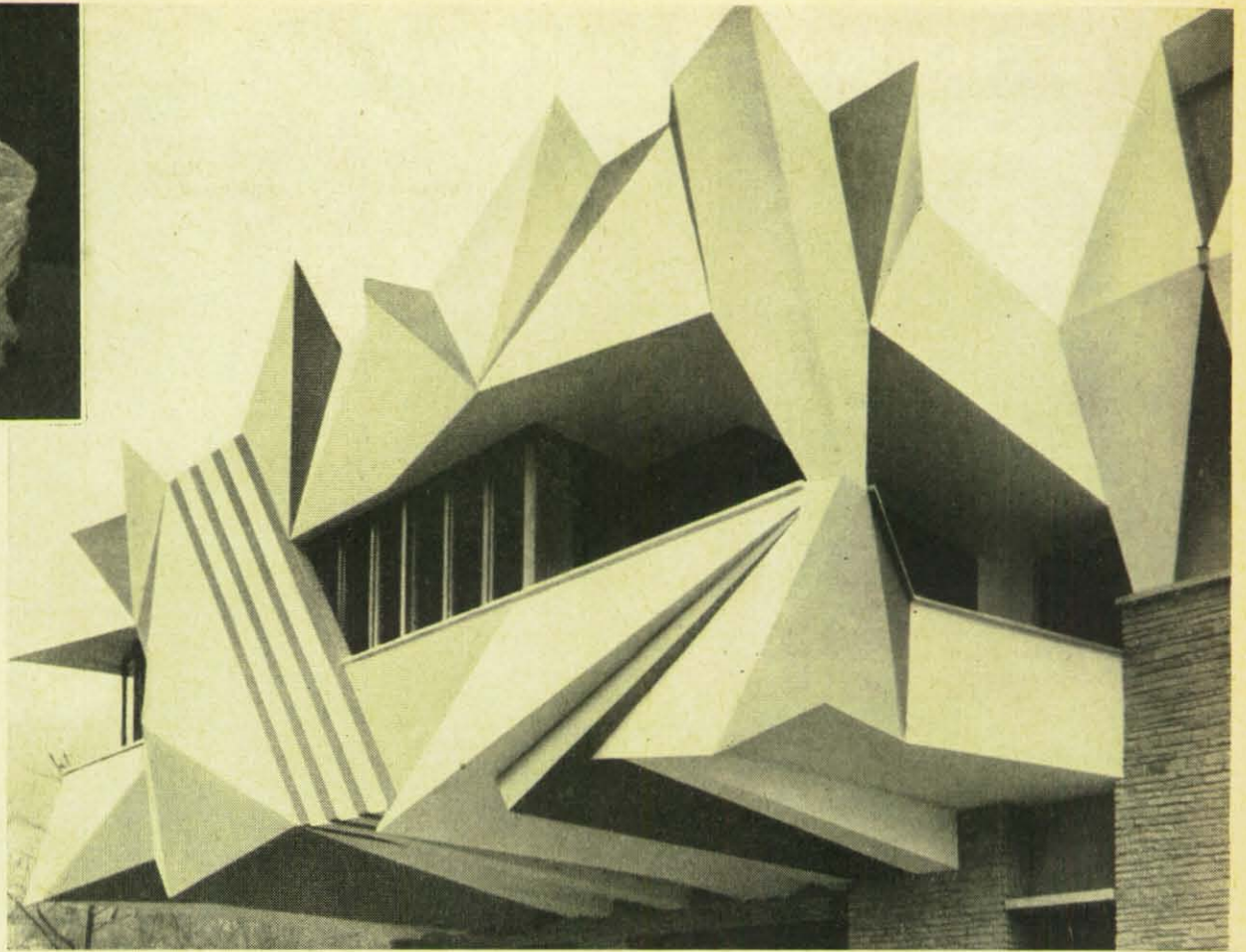
Musik im Ballon Der Manager des ältesten musikalischen Wandertheaters Amerikas probiert eine neue Form des Konzerthauses aus. Er ließ eine aufblasbare Halbkugel aus mit Kunststoff besprühtem Nylon herstellen. Nach den Erfahrungen mit diesem ersten Modell soll dann ein weitaus größerer Musikballon entstehen, in dem über 2000 Personen Platz finden.



Vorposten im Blitzkrieg Die US-Marine entwickelt zur Zeit ein weitreichendes Taktisches-Früh-Warn-System (TEWS), das feindliche, mit Höchstgeschwindigkeit einfliegende Flugzeuge oder Raketen in großer Entfernung aufspüren soll. Besonderer Wert wird auf die leichte Transportierbarkeit der Anlagen gelegt. Unsere Zeichnung stellt einen Ballonbau mit seiner doppelten Wandung dar, die in wenigen Minuten aufzublasen ist.

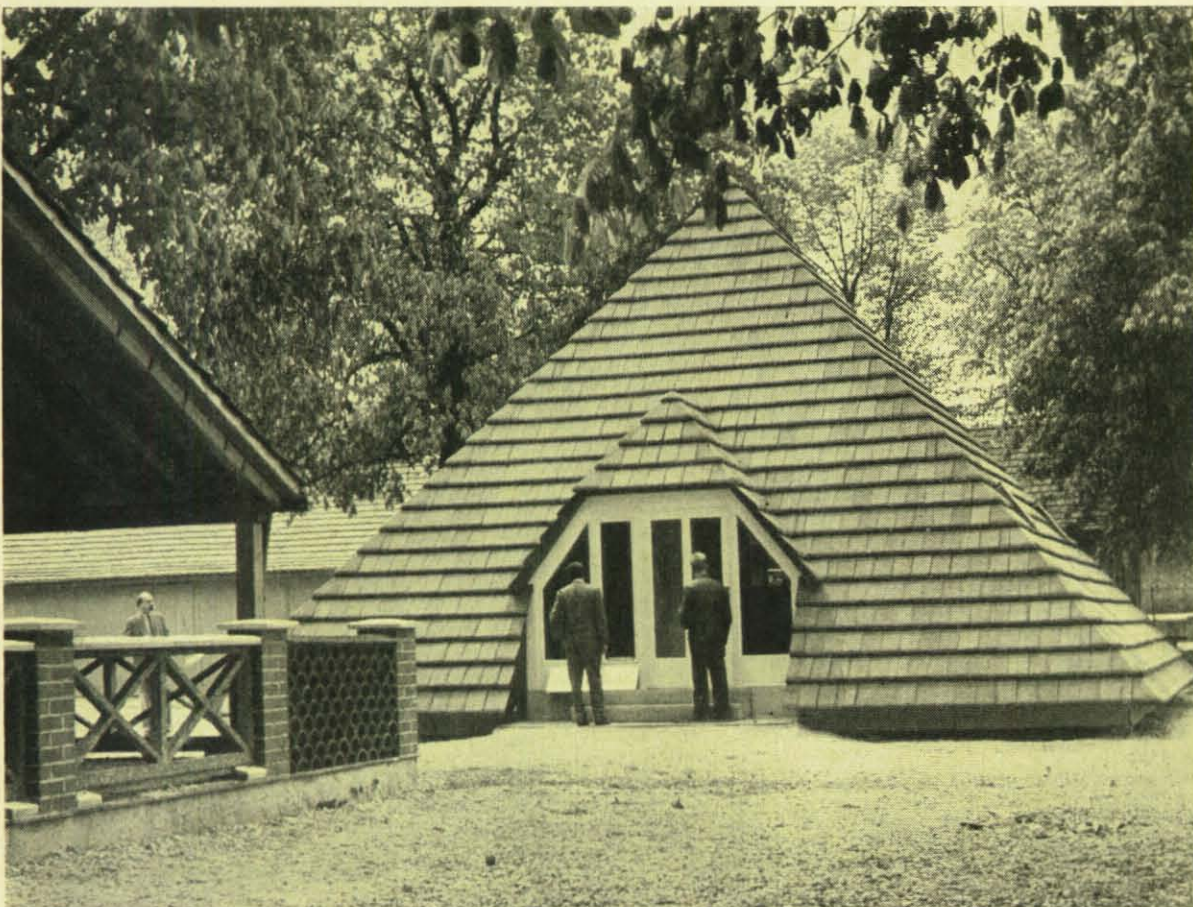
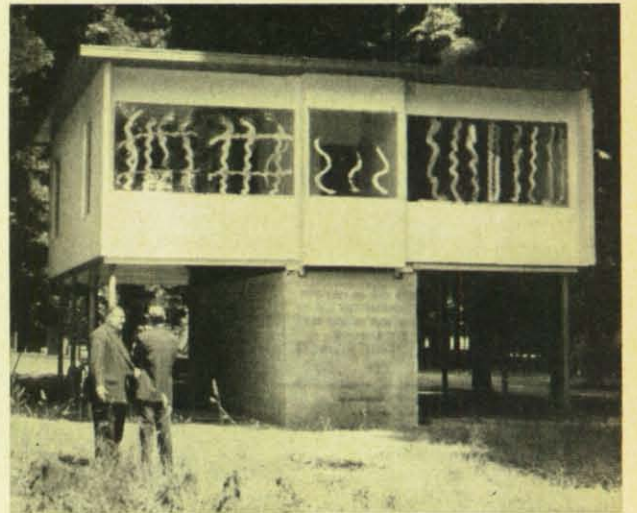


Nukleus Die Architektur ist der Vater und die abstrakte Plastik die Mutter dieses bizarren Hauses, das der italienische Architekt Enzo Venturolli in der Nähe von Turin für den Bildhauer Mastrojanni erbaute. Wie unser Vergleich zeigt, hat es das Aussehen einer stilisierten Kristallformation, doch sein Name, Nukleus, verweist auf eine andere Vorstellung. Nukleus, der (Atom-)Kern, nukleare Energie und nukleare Waffen sind in aller Munde, und so gibt sich das Haus, das mit aller Tradition gebrochen zu haben scheint, mit seinem Namen als ein Bauwerk des Atomzeitalters aus. Im Innern, im Kern des Hauses, mag sich sein Bewohner wie in einer stacheligen Schale geborgen fühlen. Ob dieses Gefühl sich über die Schrecken unseres Zeitalters hinwegsetzen kann? — Das Haus Nukleus ist ein extremes Beispiel der modernen italienischen Architektur. Wir Nordländer werden immer wieder überrascht von der Leichtigkeit und Sicherheit, mit der die Italiener kühne Bauformen auszuspielen wagen. Diese lassen sich jedoch nicht aus der südlichen Landschaft nach Norden verpflanzen, wenn auch unsere Architekten gerade in jüngster Zeit zahlreiche Anregungen haben finden können.



Knusperhäuschen Das Märchen von Hänsel und Gretel, das Lebkuchenhäuschen und das Glück der Kindheitstage werden wachgerufen bei diesem Ein-Zimmer-Appartement-Haus, das als „Eigenheim für Individualisten“ auf einer Pariser Bauausstellung vorgeführt wurde. Es wird in vorfabrizierten Elementen geliefert, die aus Holz und fiberartigem Zement bestehen und sich leicht und schnell zusammensetzen lassen.

Schublade auf Sockel Die Pfahlbauten haben bei diesem „Schachtelhaus“ Pate gestanden, das auf einem Sockel und acht Pfählen mehr als zwei Meter über dem Erdboden erhoben ist. Es eignet sich vor allem für ein Ufergelände, bei dem mit Überschwemmungen zu rechnen ist. Das Haus besteht, abgesehen vom Sockel, aus vorfabrizierten Teilen. Es kann auseinandergerungen, transportiert und in zwei Tagen wieder bezugsfertig aufgerichtet sein. Außer Küche und Bad enthält die „Schublade“ vier Raumeinheiten von 3mal 2,80 m. Der Preis des aparten Hauses beträgt etwa 35 000 DM.



Zuerst ein Dach! Im Auftrage der griechischen Regierung entwarf der deutsche Architekt Ludovicl für die Bewohner erdbebengefährdeter Gebiete ein Dachhaus. Mit zwei größeren und drei kleineren Räumen bietet es einer Familie Platz. Der Architekt blieb jedoch nicht bei der Ein-Familien-Pyramide stehen. Nach der Methode des Ratenkaufs lautet die Parole: Zuerst ein Dach über dem Kopf. Hat sich dann die Familie vergrößert und der Geldbeutel erholt, dann wird das Dachgeschoß nicht aufgestockt, sondern unterstockt. Zum Ergötzen der Besucher der diesjährigen Ausstellung „Das ideale Heim“ in London wurde die Familienpyramide an jedem Tag einmal hochgehoben und auf ein Erdgeschoß gesetzt. Neben dem Dachhaus war vor allem das Kugelhaus des gleichen Architekten (siehe Bild unten, links im Hintergrund und ZB Nr. 7/1958) eine Attraktion. Die genannte Ausstellung wurde von der englischen Zeitung „Daily Mail“ gegründet und feierte in diesem Jahr ihr 50jähriges Jubiläum. Sie findet jeweils im Frühjahr statt.



Die bösen Gangster



DER BANDENCHEF (Werner Peters) hat für sich eine sehr wirksame Verkleidung ausgesucht. Selbst Lilli fällt darauf herein.



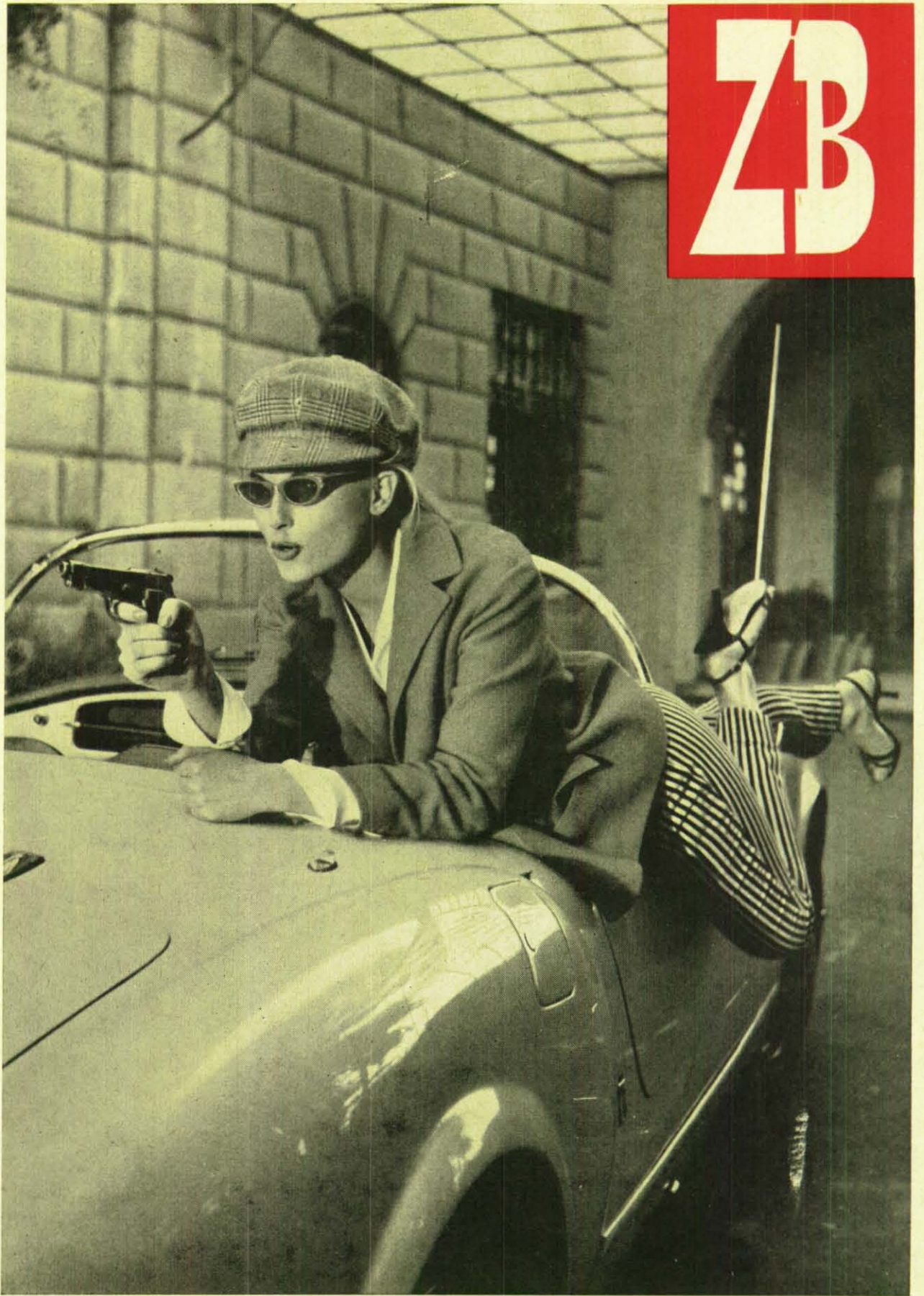
DIE DAME KIRA (Claude Farell) unterstützt die harte Arbeit der Gangster durch ungemein bestrickenden Charme.



DEN DRITTEN IM BUNDE spielt Stanislav Ledinek, dem man nicht in die Tatzen fallen möchte. Doch Lilli wird mit ihm fertig.



EIN DUNKLER EHRENMANN ist Ramirez (Friedrich Joloff), der der Brutalität seiner eigenen Komplizen zum Opfer fällt.



Lilli weiß, was sie will

Die einundzwanzigjährige dänische Schauspielerin Ann Smyrner, die sich am Stadttheater von Aarhus in klassischen und modernen Rollen bereits bewährt hat, verdankt es ihrer Nebenbeschäftigung als Fotomodell, daß die Filmleute sie in ihrer weltabgeschiedenen Heimatstadt entdeckt haben. Wer sie persönlich kennenlernt, ist überzeugt, daß Ann sich in kurzer Zeit in die erste Reihe der Publikumsliebblinge spielen wird. Denn sie weiß, was sie will, nicht nur in dem Film „Lilli — ein Mädchen aus der Großstadt“, in dem sie die Titelrolle mit viel Grazie und Temperament spielt. Der ganze Streifen ist überhaupt sehr nett gemacht, eine Parodie auf die Gangsterfilme mit viel Humor und echter Spannung. — Rechts: Ann Smyrner und ihr Regisseur Hermann Leitner. — Fotos: Erik Schwarz (1), NF (5).

